Griechische Sittlichkeit in mykenischer Zeit

Robert Holsten





Programm

des

Königlichen Bismarck-Gymnasiums

zu

Pyritz.

Ostern 1908.

Inhalt:

1. Griechische Sittlichkeit in mykenischer Zeit } beides vom Direktor Prof. Dr. Holsten.
2. Schulnachrichten } beides vom Direktor Prof. Dr. Holsten.

Pyritz, 1908.
Druck der Backe'schen Buchdruckerei.

1908. Progr.-No. 194.

Griechische Sittlichkeit
in mykenischer Zeit.

Von

Dr. Robert Holsten.

Seit Schliemann seine Ausgrabungen begann, sind mehr als dreißig Jahre verstrichen. In diesem Zeitraum ist deutlicher und immer deutlicher, schöner und immer schöner vor unsern Augen das Bild eines Abschnittes der Geschichte des griechischen Volkes erstanden, in dem dieses auf politischem, wirtschaftlichem und künstlerischem Gebiete Leistungen vor sich gebracht hat, von denen wir uns nicht haben träumen lassen, das Bild der sog. mykenischen Kulturperiode. Wir wollen um die Berechtigung des Namens nicht streiten, aber ihn beibehalten, weil er gebräuchlich ist, wenn wir auch wissen, daß diese Kultur überall am ägäischen Meere heimisch war und in Kreta einen ihrer Hauptsitze hatte; daß Griechen ihre Träger waren, sollte nicht mehr bezweifelt werden. Dörpfeld freilich (A. M. 30. 1905. S. 257—97) sieht, Ulrich Köhler folgend, in den Karern die Träger der altkretischen Kultur. Hub. Schmidt (Zeitschr. f. Ethnologie. 36. 1904) nimmt nordsüdliche Beeinflussung der Kultur des ägäischen Beckens aus Ungarn und Siebenbürgen an, und Mackenzie wieder (B. S. A. XII. 1906. S. 216 ff.) weist auf die vielen Berührungen mit Nord-Afrika und Ägypten hin. So wird Nord, Ost und Süd in Bewegung gesetzt, um zu beweisen, daß die mykenische Kultur keine originale griechische Leistung sei. Mir scheinen drei Tatsachen festzustehen: 1) die überraschende Einheitlichkeit der mykenischen Kultur, die sich trotz einzelner Verschiedenheiten an allen Orten zeigt, wo sie zu Tage tritt; 2) die ununterbrochene Entwickelung von der jüngeren Steinzeit an, die sich überall klar zeigt, wo eine neolithische Schicht gefunden ist; 3) das Nachwirken der mykenischen Kultur auf die spätere griechische. Zur Stützung des letzten Punktes werden auch die folgenden Zeilen einiges Material bringen. Ich meine also, daß man die mykenische Kultur für griechisch halten muß, bis bewiesen ist, daß sie dies nicht sein kann; dies ist aber nicht bewiesen.

Nachdem noch jedes Jahr des neuen Jahrhunderts neue, überraschende Entdeckungen gebracht hat, können wir nicht annehmen, daß unsere Kenntnis dieser Kulturperiode schon abgeschlossen ist. Aber das uns vorliegende Material ist so reich, daß wir uns nicht mehr damit zu begnügen brauchen,

---

Im folgenden werde ich mich einiger allgemein üblicher Abkürzungen bedienen:

A. M. Mitteilungen des Kaiserl. Deutsch. Archäologischen Instituts. Athenische Abteilung.
B. S. A. The Annual of the British School at Athens.
J. H. S. Journal of Hellenic Studies.
B. C. H. Bulletin de Correspondance Hellénique.
M. A. Monumenti antichi dei Lincei.

nach den äußeren Umständen zu fragen, unter denen die Griechen damals lebten, nach ihrer Art, zu wohnen, sich zu wappnen, sich zu kleiden, und ähnlichen Dingen. Vielmehr dürfen wir tiefer greifen, dürfen versuchen, einen Blick in die Köpfe und Herzen der Leute zu tun, um zu erkennen, welche Gedanken sie erfüllten, welche Anschauungen ihr Handeln bestimmten. So sind Versuche gemacht, von den religiösen Anschauungen dieser Zeit eine Vorstellung zu gewinnen, und wir sind zu mancher klaren Erkenntnis auf diesem Gebiete gelangt, wenn uns auch noch recht vieles dunkel geblieben ist, worüber wir Aufklärung wünschen müssen und noch einmal erlangen zu können wohl auch hoffen dürfen, so lange der griechische Boden noch Jahr für Jahr ungeahnte Schätze hergibt. In diesem Aufsatz sei eine andere Frage aufgeworfen: können wir etwas über die sittlichen Anschauungen des mykenischen Zeitalters wissen?

Der Weg, auf dem wir zu einer Beantwortung dieser Frage gelangen können, ist so klar vorgezeichnet, daß über ihn kein Zweifel sein kann. Wir haben selbstverständlich in erster Linie auf das zu hören, was die Denkmäler uns sagen, die ein gütiges Geschick aus dieser Zeit auf uns hat kommen lassen, und zwar sind nicht nur die Denkmäler zu beachten, die dazu bestimmt sind, etwas zu sagen, die bildlichen Darstellungen auf Gemmen und Wandmalereien und andere ähnlicher Art; denn auch die andern, deren Zweck es eigentlich nicht ist, zu reden, die Paläste und die Gräber, die Waffen und Schmuckstücke, reden ihre Sprache, die zu verstehen wir uns bemühen müssen.

Doch ihre Sprache ist nicht immer deutlich, und wir müssen fürchten, daß wir sie auch einmal mißverstehen. Darum muß es uns willkommen sein, einen Prüfstein zu haben, durch den wir erkennen können, ob das richtig ist, was wir zu vernehmen geglaubt haben. Den haben wir in Homer. Der griechische Heldengesang reicht in seinen Anfängen zurück bis ins mykenische Zeitalter, das dürfte nicht mehr zu bezweifeln sein. Daher begegnet uns mykenische Sitte und Art noch in den homerischen Epen, freilich neben ionischem Brauch und ionischer Anschauung, wie sie die ionischen Sänger, denen wir die Gestaltung der homerischen Gedichte, die uns vorliegt, verdanken, sei es unbewußt, sei es mit Absicht, in die Gedichte hineingetragen haben. Denn wie die Sprache der Gedichte Homers niemals gesprochen ist, so hat auch die homerische Kultur so, wie die Gedichte sie uns zeigen, nirgends existiert, sondern sie ist eine Mischung von altem, mykenischem und neuem, ionischem Gut, die dadurch zustande gekommen ist, daß die Poesie das Leben der Gegenwart mit der Überlieferung der Vergangenheit in wunderbarer Weise vereinigte. Das ist für die Wissenschaft heute eine feststehende Tatsache. Es ist daher überflüssig, in diesen einleitenden Bemerkungen durch Beibringung des ganzen Materials diesen Satz zu beweisen. Auf drei Punkte sei nur kurz hingewiesen! Die mykenischen Griechen verehrten ihre Götter im Freien, an Altären in heiligen Hainen, ohne Kultbilder, ohne Tempel. Dem entsprechen die Verhältnisse bei Homer. Nur wenige Tempel werden erwähnt, nur einer mit Kultbild; meist sitzen diese nicht fest in der epischen Erzählung.[1]) Die mykenischen Griechen wappneten sich, wenigstens in der Blütezeit dieser Periode, mit Turm- oder Kuppelschild, ohne den Panzer zu gebrauchen. Die Jonier kämpften mit rundem Schild und Panzer und Beinschienen. Beide Arten der Bewaffnung kommen im Epos häufig vor.[2]) Die mykenischen Griechen begruben die Leichen ihrer Toten, die Jonier verbrannten sie. Homer kennt fast nur die Verbrennung der Leichen. Doch finden sich auch Spuren, die auf die alte Art der Bestattung

---

[1]) Cauer, Grundfragen der Homerkritik. Leipzig 1895. S. 197 ff.

[2]) Reichel, Homerische Waffen. Wien 1894. Robert, Studien zur Ilias. Berlin 1901.

hinweisen.[1]) Diese drei Beispiele genügen, um zu zeigen, wie im Epos neben mykenischer Sitte ionische steht, wie aber das Verhältnis der Mischung verschieden ist, bald Mykenisches, bald Ionisches überwiegt. Danach dürfen wir erwarten, daß, wenn uns die Denkmäler eine sittliche Anschauung der mykenischen Griechen verraten haben, wir diese in den homerischen Gedichten wiederfinden. Wir dürfen aber nicht verlangen, daß die mykenische Anschauung sich noch in ausgedehntem Maße lebendig zeigt, sondern müssen zufrieden sein, wenn wir sie nur in spärlichen Spuren nachweisen können. Damit haben wir einen Prüfstein für das Ergebnis unserer Betrachtung der Denkmäler. Wir können aber weiter sogar annehmen, daß, wo bei Homer zwei Anschauungen einander gegenüber stehen, die nicht gut zeitlich neben einander bestanden haben können, die eine mykenisch, die andere ionisch ist, und werden diejenige als die mykenische ansprechen dürfen, die wir für die ältere zu halten berechtigt sind, auch wenn wir sie aus den Denkmälern nicht ableiten können; denn es läßt sich nicht erwarten, daß diese über jede Seite des geistigen Lebens Auskunft geben.

Werden wir uns Hülfe holen von der höheren Kritik? Können wir annehmen, daß uns mykenische Anschauungen besonders in den Teilen des Epos begegnen, die sie als die älteren nachgewiesen hat, während jüngere Teile von ihnen frei sind und lediglich ionischen Geist atmen? Von der Voraussetzung ausgehend, daß das Auftreten mykenischen Gutes zusammenfallen müsse mit hohem Alter der Teile des Epos, in denen es auftritt, hat Robert[2]) seine Ur-Ilias konstruiert; sein Versuch ist nicht gelungen. Reste der mykenischen Kultur finden sich in ganz jungen Partien. Ich erinnere nur an eins: im Ψ, dessen späte Abfassung wohl niemand in Abrede stellt, finden sich uralte mykenische Bestattungsbräuche, die so alt sind, daß der Dichter selbst offenbar mit geheimem Grauen von diesem alten, unheimlichen Treiben berichtet, wie Rohde (Psyche I² S. 18) das meisterhaft ausgeführt hat. Ist es doch sehr wohl denkbar, daß ein ionischer Dichter ältere, in der mykenischen Periode entstandene Vorbilder benutzt und nachahmt. In anderen Fällen wird die Poesie in der Periode des Nachahmens und Sammelns nicht mehr imstande gewesen sein, den durch die mykenische Periode einmal gegebenen Gedankenkreis zu durchbrechen.[3]) Wenn wir daher mykenisches Gut suchen, dürfen wir überall zu finden hoffen.[4])

So sehen wir den Weg klar vor uns, der zum Ziele führen muß; suchen wir auf ihm vorwärts zu schreiten!

I. Sicherheit von Leib und Leben.

Über dem vierten Schachtgrabe auf der Burg von Mykene stand ein runder Altarbau, aus Steinen gefügt, der leider jetzt zerstört ist. Oben deckte ihn nicht eine Platte, welche die Gaben hätte tragen können, sondern es öffnete sich eine runde Höhlung, die röhrenartig zur Erde führte.

[1]) Rohde, Psyche I² S. 14 f. Helbig, Zu den homerischen Bestattungsgebräuchen. Sitzungsber. d. bayer. Akad. 1900. S. 224. Wenn Dörpfeld neuerdings behauptet, alle Leichen wären in mykenischer Zeit mehr oder weniger gebrannt worden (Zeitschr. f. Ethnologie 37. 1905. S. 538 ff.), so dürfte er irren. Denn wenn auch eine teilweise Verbrennung an Leichenresten in einem Kuppelgrabe von Phaistos (M. A. XIV. Punt. 2. 1905. S. 533) und in einem Felskammergrabe von Argos (B. C. H. 1904. S. 391) festgestellt ist, so ist es doch ebenso zweifellos, daß in andern Fällen keine Spuren von Wirkungen des Feuers nachzuweisen sind.

[2]) Robert, Studien zur Ilias. Berlin 1901.

[3]) Robert a. a. O. S. 67. Cauer a. a. O. S. 174.

[4]) Vgl. auch Cauer in den Neuen Jahrb. f. d. klass. Altert. IX. 1902. S. 99: Altertümliche Züge können niemals den Beweis liefern, daß die Partie, in der sie sich finden, alt sei; es bleibt immer die Möglichkeit, daß ein jüngerer Dichter sie für das, was er schaffen wollte, frei verwendet hat.

Welche Bedeutung dieser eigentümliche Altarbau gehabt hat, zeigt uns ein Brauch der heutigen Kongoneger. Sie schieben lange Röhren in die Erde der Gräber ihrer Toten, die bis zu ihrem Kopfe hinabreichen; durch diese gießen sie die für die Toten bestimmten Opfergaben, vor allem Rum, den sie selbst am liebsten trinken, hinab, damit sie zu ihrem Munde gelangen und so von ihnen aufgenommen werden können.[1]) So sollte auch durch jenen Altar auf dem Schachtgrabe von Mykene die Opfergabe in die Erde fließen, um zu den Toten hinabzugelangen, die drunten ruhten. Bis in späte Zeit haben sich Überreste dieser Art der Darbringung des Totenopfers erhalten. Die Opferherde (ἐσχάραι), an denen man die Heroen zu verehren pflegte, müssen nach der Beschreibung genau so wie der mykenische Altar ausgesehen haben.[2]) Auch wird es hieraus verständlich, wenn noch die spätere Zeit oft Gefäße ohne Boden auf die Gräber stellte.[3]) So standen in Athen in der Dipylon-Zeit große Vasen mit durchbohrtem Boden und hohlem Fuß auf den Gräbern; sie waren offenbar dazu bestimmt, die Spende für den Toten zu fassen und weiter zu leiten.[4]) Und wenn wir hören, daß sich aus der mykenischen Zeit selbst Gefäße mit durchbohrtem Boden gefunden haben,[5]) so werden wir nunmehr kein Bedenken hegen, auch diese als Geräte für den Totenkult anzusehen.

Wer brauchte nun aber nach der Anschauung der mykenischen Griechen die Spende, die sie durch den Altar zu den Leichen hinabfließen ließen? Der Leichnam an sich doch schwerlich; denn er blieb, wie er war — tot. Aber wie vor dem leiblichen Tode die Seele durch den Körper die Nahrung erhalten hatte, die sie zur Existenz gebrauchte, so sollte sie augenscheinlich auch nach dem Tode des Leibes durch ihn noch erhalten, was sie zur Fortdauer nötig hatte. Der Altarbau von Mykene zeigt uns also, daß die damaligen Griechen an eine Fortdauer der Seele nach dem Tode glaubten, wenn sie sich diese auch in gewisser Weise an den Leichnam und die Stätte, wo er ruhte, gebunden dachten, insofern die Seele durch ihn die zu ihrer Weiterexistenz nötige Nahrung erhielt.[6]) Natürlich war das vor allem Blut; denn die Toten haben kein Blut mehr. Daher sehen wir unter den Bildern, die einen 1903 von den Italienern in Haghia Triada gefundenen Sarkophag schmücken, eine Frau, die eine rote Flüssigkeit in das Gefäß schüttet, welches augenscheinlich zur Aufnahme der Totenspende bestimmt ist. Damit reihen sich die mykenischen Griechen in den großen Kreis der Naturvölker ein, die alle an eine Fortdauer der Seele nach dem Tode glauben.

Die Folge dieser Anschauung war natürlich, daß in der mykenischen Periode die Leichen nicht verbrannt, sondern beerdigt wurden. Denn wäre der Leichnam vom Feuer verzehrt worden, wie sollte dann die Nahrung aufgenommen werden, von der das Wohlergehen der Seele abhängig gedacht wurde? So hat denn Schliemann auf der Burg von Mykene im ersten Schachtgrabe nicht nur Totengebeine, sondern sogar von einer Leiche noch „das runde Gesicht mit allem Fleisch wunderbar unter der goldenen Maske erhalten" gefunden.

Der erwähnte Altar in Mykene steht über dem Grabe, nicht daneben. Er diente also nicht zu einmaligen Opfern bei der Bestattung der fünf Leichen, die das Grab birgt; dagegen spricht ja

[1]) Ähnlich verfahren noch andere Völker. Das Material ist zusammengestellt von Sartori, Die Speisung der Toten. Progr. Dortmund 1903. S. 38—40.

[2]) Vgl. Rohde, Psyche I² 35.

[3]) Roscher, Myth. Lex. II, 1150.

[4]) A. M. XVIII. 1893. S. 155.

[5]) So in Zakro auf Kreta. Vgl. J. H. S. XXIII. 1903. S. 253. 255.

[6]) Vgl. Rohde, Psyche I² 32 ff.

auch seine ganze Anlage. Er muß vielmehr nach der Beisetzung der letzten Leiche über dem Grabe errichtet sein, um fortgesetzten Totenopfern zu dienen. Spuren solcher regelmäßig dargebrachten Totenopfer haben sich auch in Nauplia und besonders in Menidi in Attika gefunden, und der oben erwähnte Sarkophag von Haghia Triada gibt uns augenscheinlich eine bildliche Darstellung eines solchen Totenopfers. Warum haben die mykenischen Griechen regelmäßig an den Gräbern ihrer Toten geopfert? Hing die Fortdauer der Seele von den Opferspenden ab, so mußte die reichliche Gewährung derselben ihr Wohlwollen erwecken, während das Ausbleiben der Spende ihren Zorn hervorrufen mußte. Zorn wie Wohlwollen konnten den Nachkommen aber gleichgültig sein, wenn die Seelen nicht imstande waren, ihre Empfindungen ihnen fühlbar zu machen. Ein durch lange Zeiten fortgesetzter Totenkult beweist also, daß die mykenischen Griechen nicht nur an die Fortdauer der Seelen, sondern auch an ihre Macht, auf der Oberwelt zu wirken, geglaubt haben. Auf einen solchen Glauben weisen auch die überreichen Beigaben von kostbarem Schmuck und Waffen hin, die sie ihren Toten ins Grab legten. Fehlt doch dieser Schmuck selbst in der augenscheinlich so ärmlichen Grabanlage von Nauplia nicht. Die Leute würden sich kaum so wertvollen Besitzes entäußert haben, wenn sie nicht geglaubt hätten, von der wohlwollenden Gesinnung, die sie dadurch bei den Seelen hervorriefen, selbst noch durch die Wirksamkeit derselben Nutzen haben zu können. Es darf also als feststehende Tatsache betrachtet werden, daß die mykenischen Griechen nicht nur an eine Fortdauer der Seelen nach dem Tode, sondern auch an ihre Macht, auf Erden zu wirken, geglaubt haben.

Dieser Seelenglaube der mykenischen Zeit herrscht in den homerischen Gedichten nicht. Bei Homer sind die Seelen alle im Reiche des Hades versammelt, eine Rückkehr von dort gibt es nicht, also auch keine Wirksamkeit der Seelen auf der Oberwelt. Bewußtlos, schwach, gleichgültig schweben sie drunten; man kann kaum sagen, daß sie leben, und von einer Wirkung auf die Oberwelt kann auch aus diesem Grunde keine Rede sein. Rudimente des mykenischen Seelenglaubens haben sich aber auch bei Homer noch erhalten; es genüge hier, auf Rohdes überzeugende Darstellung im ersten Bande seiner „Psyche“ zu verweisen, auf der diese Ausführungen über mykenischen Seelenglauben natürlich in der Hauptsache beruhen.

War eine Seele gewaltsam aus dem Leben geschieden, so nahmen die Hinterbliebenen nach mykenischem Seelenglauben natürlich an, daß sie dem Mörder grolle, und mußten fürchten, daß sich ihr Groll auf sie übertrüge, wenn sie nicht durch Tötung des Mörders der grollenden Seele Befriedigung verschafften. So erwuchs aus dem Seelenglauben die Verpflichtung zur Blutrache. Es gibt freilich kein Denkmal der mykenischen Periode, das uns die Blutrache vorführte. Aber wir müssen ihre Forderung aus dem Seelenglauben dieser Zeit mit zwingender Notwendigkeit erschließen, und Homer spricht von der Ausübung der Blutrache als von etwas Selbstverständlichem (γ 307). Wer sie unterließ, für den war's besser, nicht mehr zu leben (ω 433). Erschlug aber einer der Hinterbliebenen den Mörder, so führte das natürlich ein neues Blutracheverfahren herbei, zu dem die Verwandten des nun erschlagenen Mörders gegen den Bluträcher schreiten mußten. So lastete die Pflicht zur Blutrache schwer auf den Hinterbliebenen, und es konnte sich leicht Mord an Mord reihen, und ganze Familien konnten zu Grunde gehen. Es war daher beiden Familien damit gedient, wenn ein Mörder sich durch Flucht der Ausübung der Blutrache entzog. Dann mußte der Tote sich wohl oder übel zufrieden geben; war doch auch der Mörder in der Fremde rechtlos und daher so gut wie tot. Und weiteres Blutvergießen wurde vermieden. Es scheint daher fast, als ob die Flucht des Mörders das Gewöhnliche gewesen ist. Denn den zwei Stellen, wo im Homer von

der Vollziehung der Blutrache die Rede ist, steht die Flucht an acht Stellen gegenüber. (Β 661, Ο 431, Π 571, Ψ 85, Ω 480, ν 259, ο 275, ψ 120). Es läßt sich annehmen, daß unter diesen Verhältnissen das Leben der Menschen damals ebenso sicher gewesen ist wie heute, wo das Gesetz es schützt und der Staat den Mörder bestraft.

Wenn man den Mörder sich durch Flucht der Blutrache entziehen läßt, so ist das bei dem Seelenglauben jener Zeit wohl verständlich, ja, es ergibt sich eigentlich als notwendige Konsequenz desselben. Aber es ist mit jenem Glauben nicht vereinbar, wenn die Verwandten des Ermordeten sich durch eine Buße an Geld oder Gut abfinden lassen und der Mörder ruhig daheim bleibt, wie das Ι 632 und Σ 497 als möglich bezeichnet wird. Denn in diesem Falle sorgen die Hinterbliebenen wohl für ihren eigenen Vorteil, aber der Seele des Ermordeten geschieht ihr Recht nicht. „Diese starke Abschwächung des alten Blutrachegedankens kann nur entsprungen sein aus ebenso starker Abschwächung des Glaubens an fortdauerndes Bewußtsein, Macht und Recht der abgeschiedenen Seele des Ermordeten.“[1]) Was aber kann den Seelenglauben der mykenischen Zeit so abgeschwächt haben? An den Gräbern der Verstorbenen hatten die mykenischen Helden geopfert und gebetet, hatten ihre Hülfe erhofft und in mancher Not erhalten. Dann kam die gewaltige Sturzsee der dorischen Wanderung, überschüttete die Gräber und schwemmte die Lebenden hinweg. Wer von diesen auf die Inseln oder an Kleinasiens Küsten sich rettete und dort ein neues Leben aufbaute, der hatte den Glauben an die Fortdauer und Macht der Seelen der Vorfahren verloren; denn geholfen hatten sie ihm nicht in seiner Not. Daher haben diese ausgewanderten Griechen hinfort die Leichname verbrannt. Denn sie hatten es ja erfahren, daß es keine Seelen gab, für die es Bedürfnis gewesen wäre, daß der Leichnam nicht vernichtet wurde. Das homerische Zeitalter verbrannte seine Toten, während das mykenische sie beerdigt hatte. Nur spärlich finden wir im Homer Spuren einer älteren Bestattungsweise ohne Verbrennung (Η 85, Π 456, 674).[2]) Daher fehlt auch in den homerischen Gedichten fast jede Spur eines regelrechten Totenkultes durch Opfer und Spenden, man müßte denn das von Odysseus am Eingange der Unterwelt dargebrachte Opfer als Zeugnis für einen Totenkult ansehen. In den Veranstaltungen am Grabe des Patroklos (Ψ 166) und Achill (ω 65) haben wir Reste früheren Seelenkultes zu erblicken.[3]) In Attika aber, wo die alte Bevölkerung sitzen blieb, weil der Strom der Dorier nicht dorthin flutete, hat sich der Totenkult aus der mykenischen Periode bis in die klassische Zeit fortgepflanzt, wie das besonders die Funde im Kuppelgrabe von Menidi erwiesen haben.[4]) Wer aber an die Fortdauer und Macht der Seele nicht glaubte, der war im Falle der Ermordung eines Verwandten nicht mehr zur Rache für diesen verpflichtet, sondern mußte sich allein für geschädigt halten; daher war ihm mit einer Buße mehr gedient als mit weiterem Totschlag.[5])

Odysseus sieht im Hades die Schatten mit ihren Todeswunden (λ 40). Was also dem Leibe widerfahren ist, das hat auch die Seele zu leiden.[6]) Das ist verständlich nur in Verbindung

---

[1]) Rohde, Psyche I 261.

[2]) S. Anm. 1. auf S. 3.

[3]) Vgl. Rohde, Psyche I² 14 ff.

[4]) Jahrb. d. deutschen archäol. Instituts XIV 1899. S. 103 f.

[5]) Vgl. v. Wilamowitz-Moellendorff, Griechische Tragiker übersetzt II 123.

[6]) Auch auf dem zuletzt bei Furtwängler u. Reichhold (Griechische Vasenmalerei. München 1902. Lieferung 1. Taf. X) abgebildeten Tarentiner Prachtgefäß tragen die vom Vater ermordeten Knaben des Herakles in der Unterwelt ihre blutenden Wunden.

mit dem Glauben an die Fortdauer der Seele, wie die mykenischen Griechen ihn hatten. Diese mußten also glauben, mit dem Leichnam des Feindes ein Mittel in der Hand zu haben, auch die Seele noch zu schädigen und dadurch zu hindern, ihrerseits wirksame Rache zu üben. Auch hier finden wir die mykenischen Griechen in der Gesellschaft von Naturvölkern. Die Australneger schneiden ihren toten Feinden, um ihre Seelen unschädlich zu machen, die Daumen ab; denn mit der verstümmelten Hand können diese natürlich keine Waffe mehr schwingen.[1]) Unter diesen Umständen ist aber Verstümmelung der Leiche des Feindes durch die Pflicht der Selbsterhaltung geradezu geboten. So kommt denn auch bei Homer eine Verstümmelung der Leichen der erschlagenen Feinde vor. Häufig wird ihnen der Kopf abgeschlagen (Ν 204, Ξ 499, Ρ 125, Σ 176), und bekannt ist, wie Achill Hektors Leiche schändete. Überbleibsel dieser Sitte haben sich bis in historische Zeit erhalten. Man schnitt den Feinden Finger und Zehen ab, reihte sie auf eine Schnur und befestigte ihnen diese um Hals und Schultern, um dadurch ihre Seelen unschädlich zu machen.[1]) Ein anderes Mittel, die Seele des erschlagenen Feindes zu schwächen, war das Entmannen des Leichnams. Um sich vor seiner Rache zu sichern, legte man ihm das abgeschnittene Glied in die Hand; denn nun mußte er, so rechnete man, glauben, er habe sich selbst verstümmelt.[2]) Aber ein abgeschnittenes Glied kann durch irgend einen Zauber wieder dem Leichnam angefügt werden. Daher läßt man die Leichen der Feinde unbestattet zum Fraß für Vögel und Hunde liegen (Α 4); denn wenn diese den Leichnam vertilgen, so ist damit der Seele die Fortdauer abgeschnitten. Ebenso tragen die Kaffern aus Furcht vor den Seelen die Leichname oft einfach in den Wald, um sie den Hyänen zu übergeben, und die Damara werfen fern von der Heimat die Leichname den wilden Tieren vor, damit die Geister ihnen nicht folgen können.[3])

Doch wer bürgt dafür, daß ein so für Vögel und Hunde hingeworfener Leichnam wirklich der Vernichtung anheimfällt? Gute Freunde können ihn finden und doch noch bestatten. Ein Mittel aber führt unfehlbar und schnell zur völligen Vernichtung des Leichnams und macht damit zugleich seine Seele unschädlich: der Sieger ißt ihn auf. Noch bis in unsere Zeit kommt Kannibalismus vor, in Afrika bei manchen Negerstämmen, in Australien und Polynesien, bei Malayen und Indianern. Mancherlei Gründe werden genannt, die zu ihm führen. Unter ihnen findet sich oft auch die Absicht, den Erschlagenen zu schaden und Rache an ihm zu nehmen, oder die Furcht vor unliebsamen Geisterbesuchen, so in Zentral-Australien, auf Neu-Seeland bei den Maori, auch bei den Indianern.[4]) Der Seelenglaube, den die Griechen in mykenischer Zeit hatten, konnte auch dazu führen, die Leichen erschlagener Feinde aufzuessen. Freilich zeugt kein Denkmal dieser Zeit von solchem Brauch. Aber die Ilias hat, so scheint es, eine Erinnerung an ihn bewahrt. Wie der besiegte Hektor Achill bittet, wenn er ihn getötet, seinen Leichnam nicht den Hunden preiszugeben, schlägt dieser ihm seine Bitte ab und sagt sogar, er wünsche, daß Grimm und Leidenschaft ihn verleiteten, sein Fleisch abzuhacken und roh zu verzehren (Χ 346). Den Feind roh aufessen, erscheint auch Δ 35 als das schlimmste, was man ihm zufügen kann.[5])

[1]) Seeck, Unterg. d. ant. Welt. II 423.

[2]) Vgl. Tyrtä. X, 25. Weicker, Der Seelenvogel in der alten Litteratur und Kunst. Leipzig 1902. S. 3.

[3]) Vgl. Ratzel, Völkerkunde. I, 38. 341.

[4]) Ratzel, Völkerkunde II, 56. 125. 335. 699.

[5]) Freilich kann zum Kannibalismus auch die Anschauung führen, daß man mit dem Blute eines Menschen auch seine Seele, seine gesamte Lebenskraft in sich aufnimmt; vgl. Weicker, Der Seelenvogel in der alten Litteratur und Kunst. Leipzig 1902. S. 2. Doch dürfte nach dem oben Gesagten dies entschieden nicht der einzige Grund für ihn sein.

Aus dem Kannibalismus ist ohne Zweifel das Menschenopfer hervorgegangen. Denn wie in ein geschlachtetes Tier die Gottheit und die Menschen sich teilten, so daß jede Schlachtung zugleich eine Opferung ist, so mußte die Gottheit ihren Anteil auch erhalten, wenn Menschen verzehrt wurden. Nun hat das Menschenopfer bei den meisten Völkern, z. B. bei unseren eigenen Vorfahren, den Kannibalismus lange überdauert. So sitzt das Menschenopfer auch in der griechischen Sage fest; man denke an die Opferung der Iphigenie, an das Opfer von sieben Jünglingen und sieben Jungfrauen, das die Athener dem Minotauros darbringen müssen. Homer weiß bekanntlich auch von einem Menschenopfer am Grabe des Patroklos zu erzählen (Ψ 175). Das Menschenopfer können wir nun auch für die mykenische Zeit, so scheint es, durch ein Denkmal belegen. Die bildliche Darstellung eines Karneols aus Kreta[1]) glaubt Furtwängler auf ein Menschenopfer, ein Schlachten von Gefangenen, deuten zu können. „Ein Mann faßt einen zweiten am Schopfe und hält in der anderen Hand ein langes Messer oder dgl.; ein dritter Mann liegt in hockender Stellung, die Arme vorgestreckt, bereits tot da." In Mykene sowohl als auch in Argos hat man Spuren solcher Menschenopfer, die bei der definitiven Schließung der Gräber vollzogen wurden, nachweisen können.[2])

Wir haben also gesehen, wie der Seelenglaube der Griechen in mykenischer Zeit nicht nur für ihre Bestattungsbräuche und die Totenopfer bestimmend gewesen ist, sondern auch bedeutenden Einfluß auf das Verhältnis der Menschen unter einander ausgeübt hat. Er legte ihnen die Verpflichtung zur Blutrache auf; er führte sie dazu, auch den getöteten Feind noch zu verfolgen und durch Schändung und Verstümmelung oder gar Verzehrung seiner Leiche zu schädigen. Mit der Änderung des Seelenglaubens änderten sich auch diese Verpflichtungen. Was den Verpflichteten unbequem, schädlich oder widerlich war, unterblieb. Anthropophagie hörte auf; statt die Menschen zu opfern, gebrauchte man sie als Sklaven; an die Stelle der Blutrache trat die Forderung einer Geldbuße. Anderes blieb weiter in Übung, weil es keine besonderen Beschwerden machte. Man verstümmelte die Leichen der Feinde und ließ sie unbestattet, bis das Bewußtsein eines Unterschiedes von den Barbaren erwachte und auch hier Wandelung schuf.[3]) Im Homer finden wir Spuren der älteren mykenischen Anschauung neben Berücksichtigung der jüngeren Sitten.

II. Sicherheit des Eigentums.

Die Leichname, deren Überreste Schliemann in den Schachtgräbern von Mykene fand, waren mit Gold förmlich überschüttet; die Masken, die das Gesicht bedeckten, die Diademe, die Fingerringe, der Schmuck der Gewänder an Knöpfen und Buckeln und Platten, alles war aus Gold. „Goldreich" heißt Mykene mit Recht bei Homer (H 180, Λ 46, γ 305). Denn wie viel Gold müssen die Herren der Burg besessen haben, wenn sie ihren Toten so viel mit ins Grab geben konnten? Gold aber war nicht ihr einziger Reichtum. An Bernsteinperlen, um nur eins noch zu nennen, sind allein in einem Grabe 400 gefunden worden. Hochberühmt wegen seines Reichtums ist bei Homer aber auch Orchomenos (I 381). Und wenn es uns nicht beschieden gewesen ist, dort einen gleichen Goldreichtum in Gräbern oder Palästen zu finden, so müssen wir doch annehmen, daß die Herren vom Kopais-See einst ebenso reich waren. Selbst Gräber, die einen weniger wohlhabenden Eindruck

---

[1]) Furtwängler, Antike Gemmen. Taf. II, 6.

[2]) Vgl. Ἐφ. ἀρχ. 1888. S. 130 und B. C. H. 1904. S. 370.

[3]) S. mein Programm Stettin König Wilhelms-Gymn. 1903, S. 9 f.

machen, wie viel Schätze an Gold und Silber, an Bernstein und Glas, an Elfenbein und geschnittenen Steinen bergen auch sie! Man denke an die Goldbecher aus dem Grabe von Vaphio, an die Elfenbeinpyxis von Menidi! An Bernstein ganz besonders reich ist ein Kuppelgrab von Kakovatos, dem homerischen Pylos; er übertrifft hier an Menge und Formenreichtum alles bisher aus mykenischen Gräbern bekannte. (A. M. 1907 S. XIII.) Von welchem Reichtum zeugen ferner die Paläste! Zimmer reiht sich an Zimmer, Saal an Saal, eine Vorratskammer an die andere. In Phaistos gibt es von letzteren ein Dutzend, in Knossos fast zwei. Und welche Fülle von Schmuck aus Erz und Stein und Stuck bedeckte die Wände! Was Homer vom Palaste des Alkinoos dichtete (η 84), es muß in diesen mykenischen Palästen Wirklichkeit gewesen sein.

ὥς τε γὰρ ἠελίου αἴγλη πέλεν ἠὲ σελήνης
δῶμα καθ' ὑψερεφὲς μεγαλήτορος Ἀλκινόοιο.

Es ist aber nicht so gewesen, daß neben dem Reichtum in den Palästen der Großen im Lande die Armut wohnte. Neben den Großen, die in diesen Palästen wohnten, muß vielmehr ein wohlhabender Mittelstand gestanden haben. Das zeigen uns nicht nur die eben erwähnten einfacheren Kuppelgräber. In Kreta, in Palaiokastro und Zakro sind auch die Grundmauern von Häusern aufgedeckt, die Bosanquet wohl mit Recht als Vertretern der „bourgeoisie“ gehörig betrachtet. (B. S. A. VIII 312). Und die in Knossos gefundenen Porzellantäfelchen (ebda. S. 14 ff.) zeigen uns offenbar gewöhnliche Bürgerhäuser; doch auch sie erheben sich in 3, ja 4 Stockwerken.

Wie reich diese Zeit gewesen, das wird uns erst durch den Gegensatz zur späteren recht klar. Wie dürftig sind die Ansiedelungen, die sich auf dem Schutt der mykenischen Bauten in Troja VII und Mykene erhoben! Wo gäbe es im geschichtlichen Griechenland einen Bau, der sich an Pracht oder auch nur an Größe mit einem dieser mykenischen Paläste messen könnte. Die Längenachse des Zeustempels in Olympia mißt etwa 65 m, die des Parthenons 75. Dagegen ist allein das Megaron in Tiryns schon 24 m lang, und der Palast in Phaistos dehnt sich in beiden Dimensionen über fast 100 m aus, der in Knossos über 120 m.

Woher aber dieser unermeßliche Reichtum in dem sonst doch so armen[1]) Griechenland? Das ist eine Frage, die sich uns unabweisbar aufdrängt.

Die Griechen der mykenischen Periode haben es ohne Zweifel meisterhaft verstanden, die Schätze zu heben, die der griechische Boden hergeben konnte. Ackerbau und Viehzucht und Fischfang, Bergbau und Kunsthandwerk müssen in hoher Blüte gestanden haben. Von der Bedeutung der mykenischen Landwirtschaft geben uns die Darstellungen, welche die mykenischen Gemmen schmücken, eine klare Vorstellung. Sie zeigen uns Pferde, die freilich damals kaum landwirtschaftlichen Zwecken dienten, wenn sie nicht etwa als Lasttiere Verwendung fanden[2]); sie zeigen uns Schweine und Schafe, besonders häufig aber Rinder. Die Rinderzucht hat offenbar eine große Rolle gespielt; das Rind aber ist recht eigentlich das Tier des Ackerbauers. Die Gemmen lassen uns auch erkennen, mit welcher Liebe die mykenischen Griechen an dem Leben der Pflanzenwelt teilgenommen haben. Kaum eine Gemme ist so klein, daß nicht der Künstler die dargestellte Szene aus dem Menschen- oder Tierleben durch Hinzufügung eines Busches oder Baumes oder einer Blume geschmückt hätte. Fehlt es

[1]) Hdt. VII, 102: τῇ Ἑλλάδι πενίη ἀεί κοτε σύντροφός ἐστι.

[2]) In Phaistos ist ein Gefäß gefunden, welches ein Pferd darstellt, das 2 Amphoren auf seinem Rücken trägt. M. A. XII 1902 S. 118. Fig. 47.

doch selbst nicht an der Darstellung von Topfgewächsen.[1]) Bekannt ist, wie gern bei der Dekorierung der Tongefäße die Handwerker ihre Motive aus dem Pflanzenleben nahmen. Wie viele werden von Sternblumen oder Efeu, von blühenden Sträuchern oder Palmen geschmückt! Auch die Maler, die in den Palästen von Knossos und Phaistos die Fresken anfertigten, haben Blätter und Blüten, Ranken und Büsche trefflich zum Schmuck zu verwenden gewußt. Wer die Pflanzen so liebte, der pflegte sie auch als Gärtner oder Landwirt. Was die mykenischen Großen zur Hebung des Ackerbaues zu tun bereit waren, zeigt uns ja auch ihr großartiger Versuch, den Kopais-See in Böotien trocken zu legen, um fruchtbares Land für den Bauer zu gewinnen. Die eifrigen Fischer aber erkennen wir daran, daß sie selbst als Schmuck für eine Gemme einen Mann mit einem Fisch an der Angelschnur nicht verschmähten (Furtwängler A. G., Taf. II, 44). Aber wir brauchen den Stein nicht, um zu erkennen, wie vertraut ihnen Tiere und Pflanzen aus der Tiefe des Meeres waren. Denn auf ihren Tongefäßen wimmelt es von Fischen und Muscheln und Schnecken und Polypen und Seesternen, die, von der Hand des Künstlers auf den Ton gezaubert, zwischen Algen und anderen Gewächsen der See ihr Wesen treiben. Da ist es denn kein Wunder, wenn selbst eine Wand des Palastes von Knossos ein Gemälde mit ähnlichen Motiven schmückte, dessen Lebendigkeit und Farbenpracht Evans nicht genug preisen kann (B. S. A. VIII, 58). Ein Gegenstück dazu sind die berühmten fliegenden Fische auf dem Wandgemälde von Melos (B. S. A. IV, 26), dessen mykenische Bevölkerung zum Überfluß auch noch durch die „Fishermen“vase (ebenda 33) als Fischerei treibend nachgewiesen wird. Der Bergbau muß in Blüte gestanden haben; woher sonst die Fülle von Bronze, die dieser Zeit zu Gebote stand? Und zu welcher Höhe das Kunsthandwerk sich aufgeschwungen, das zeigen uns die mykenischen Gemmen und Tongefäße, die aus einheimischem Material gefertigt und mit einheimischen Motiven dekoriert, also sicher aus der Hand einheimischer Künstler hervorgegangen sind.

Aber Griechenland wäre trotzdem kein so reiches Land geworden, wenn nicht ein blühender Handel alle diese Erzeugnisse griechischen Bodens vorteilhaft an den Mann zu bringen gewußt hätte. Zu Wasser und zu Lande zog der mykenische Kaufmann in die Ferne. In der Heimat gab es sogar Kunststraßen, für den Verkehr von Lasttieren bestimmt. Von Mykene führen Straßen, im kyklopischen Stil erbaut, nach Argos und Tiryns und dreifach rückwärts durch das Gebirge nach dem Isthmus.[2]) Für Wagen waren sie freilich nicht berechnet; denn sie sind nur 3,58 m breit und haben starke Steigungen zu überwinden. Aber Lasttiere konnten auf ihnen die Waren des Kaufmanns befördern.[3]) Und auch ohne Kunststraßen zog der mykenische Kaufmann landeinwärts nach Norden. Er tauschte für Gold und Erz den Bernstein ein, der sich in mehr oder weniger großen Mengen in Mykene und Tiryns, in Menidi und Nauplia und Jalysos gefunden hat. Bis nach Bosnien, Ungarn und Siebenbürgen können wir mykenischen Einfluß feststellen; denn in Butmir, in Lengyel und Tordos haben sich Gefäße gefunden, die in mykenischer Weise mit Spiralen dekoriert sind.[4])

---

[1]) Furtwängler, Antike Gemmen. Taf. II, 32. Auch ein Becher aus massivem Silber aus einem der mykenischen Schachtgräber enthält am Bauche die in Gold eingelegte Zeichnung eines flachen Kübels mit Pflanzen (abgebildet z. B. bei Springer, Handb. der Kunstgesch. I [6], S. 81). Ein Exemplar eines solchen Kübels, aus Ton gefertigt, ist in Knossos gefunden. (B. S. A. VIII S. 61).

[2]) S. ihre Überreste bei Steffen Karten von Mykene. Berlin 1884.

[3]) Vgl. Anm. 2 auf S. 9.

[4]) J. v. Müller, Handb. d. klass. Altertumswissensch. VI 488. Furtwängler, Antike Gemmen III 26. Hoernes, Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa. Wien 1898. S. 291 ff.

Daß die mykenischen Griechen aber auch eifrige Seefahrer waren, zeigen uns wieder die Gemmen; Schiffe finden wir dargestellt auf Steinen aus Kreta bei Furtwängler A. G. Taf. IV, 1. 2. Auch bezeugt Thukydides (I, 4), daß Minos, den für eine geschichtliche Persönlichkeit aus der mykenischen Zeit zu halten wir jetzt doch wohl kein Bedenken mehr tragen dürfen, eine bedeutende Flotte besessen und mit ihr weithin über das Meer geherrscht hat. Aber auch ohne diese Zeugnisse dürften wir den Seehandel der mykenischen Griechen nicht unterschätzen. Denn wir treffen ihre Spuren in der Westhälfte des Mittelmeeres überall. Nicht nur Einzelfunde, wie ein Inselstein in Tunis, verraten ihre Anwesenheit; eine viel deutlichere Sprache reden nach mykenischer Art erbaute Kuppelgräber, deren Reste sich in Matrensa bei Syrakus, bei Florenz, auf Sardinien[1]) und den Balearen, ja selbst in Palmella bei Lissabon finden. Spärlicher sind ihre Spuren im Osten. Aber wenn Bronzegürtel vom Kaukasus uns mykenische Muster zeigen,[2]) so dürfen wir doch wohl annehmen, daß der mykenische Handelsverkehr selbst bis ins schwarze Meer sich erstreckte. Besonders weitgehende Beziehungen der mykenischen Kultur können wir aber in Ägypten beobachten. Es sind nicht nur zahlreiche mykenische Funde in Ägypten, ägyptische im mykenischen Griechenland gemacht, sondern es scheint auch die ägyptische Kunst sich teilweise geradezu unter die Gesetze mykenischer Künstler gestellt und nach ihnen gearbeitet zu haben.[3]) Besonders die feinen mykenischen Tonwaren scheinen großen Beifall in Ägypten gefunden zu haben. An verschiedenen Stellen Ägyptens ist mykenische Topfware gefunden, und selbst auf den Wandmalereien ägyptischer Gräber finden wir die so charakteristischen mykenischen Bügelkannen abgebildet. So wird es in der Hauptsache der fein bearbeitete griechische Ton gewesen sein,[4]) der das Gold und Elfenbein des Orients in so reicher Fülle in das arme Griechenland brachte, und für orientalisches Gold und griechische Bronze kam dann wieder der köstliche Schmuck des Nordens, der Bernstein, dorthin.[5])

Sollte aber durch ausgedehnten Handelsverkehr ein solcher Wohlstand in Griechenland sich bilden, wie ihn die historische Zeit wohl kaum gekannt hat,[6]) so mußte lange Zeit Friede herrschen. Denn häufige Kriege würden bald verzehrt haben, was sich hier und dort an Reichtum sammelte. Nun sprechen in der Tat noch manche andere Umstände dafür, daß in der mykenischen Periode für lange Zeit, vielleicht für Jahrhunderte der Friede nicht gestört worden ist.

Ohne Mauern liegen die Paläste von Knossos und Phaistos auf unbedeutenden Höhen in der Ebene, und 1905 konnte Pernier noch schreiben, so viel auch die Ausgrabungen auf Kreta zu Tage

---

[1]) Auch anderweitig zeigt es sich, daß Sardinien zum Bereich der mykenischen Kultur gehörte. Es sind dort Kupferbarren von gleicher Gestalt und Stempelung wie auf Kreta gefunden. S. Archäol. Anz. 1904. S. 111.

[2]) Veröffentlicht von Virchow in den Abhandl. der Berliner Akademie 1895.

[3]) Vgl. die Zusammenstellung bei Drerup Homer. S. 54.

[4]) S. Furtwängler und Löschke, Mykenische Vasen. Berlin 1886. S. XIV. Mykenische Gefäße können wir nachweisen nach Norden bis Venedig, nach Westen bis Spanien, nach Osten bis Palästina, nach Süden bis Theben in Ägypten. Vgl. J. H. S. XXIV 1904. S. 125 ff.

[5]) Ich weiß sehr wohl, daß Much (Heimat der Indogermanen. Berlin 1902. S. 149) Handelsverkehr mit Bernstein in mykenischer Zeit leugnet; aber zu ausführlicher Polemik ist hier nicht der Platz, und ich glaube, daß Much sich in seinen Ausführungen selbst widerlegt.

[6]) Von dem Goldreichtum der mykenischen Zeit findet sich im historischen Griechenland zunächst keine Spur mehr. Erst mit der reichen persischen Beute wird Gold wieder häufiger; jetzt erst kann ein Phidias aus Gold und Elfenbein seine Athene und seinen Zeus schaffen. Vgl. Blümner, das Kunstgewerbe im Altertum I. Leipzig und Prag 1885. S. 141.

gefördert haben, daß sich noch kein Beispiel einer befestigten mykenischen Stadt auf Kreta gefunden habe (M. A. XIV. Punt. 2. 1905. S. 325. A. 1). Das ist nicht allein durch die Macht der kretischen Flotte erklärlich. Ein Sturm konnte sie zerschellen; dann standen die Paläste und Städte dem Feinde ohne Schutz offen. Ihre Bewohner müssen eben keinen Feind gefürchtet haben. Andere Herrschersitze sind freilich von festen Mauern umgeben. Die Burgmauer von Tiryns hat Blöcke von 12—13000 kg aufzuweisen, selbst mittelgroße wiegen 4000 kg. Was aber lehrt das Gewicht dieser Blöcke? „Die kolossalen Mauern erzählen jedem, der die Sprache der Steine versteht, daß ihr Aufbau nur in langen Friedensjahren bewirkt worden sein kann."[1]) Unter den bildlichen Darstellungen, mit denen die mykenischen Griechen ihre Gemmen schmückten, mit denen sie ihre Tongefäße und die Wände ihrer Paläste bemalten, treten kriegerische Motive gegenüber anderen, die sie aus dem Menschenleben zu nehmen wußten, bedeutend zurück. Furtwängler veröffentlicht in seinen Antiken Gemmen auf Taf. II—IV und VI 144 mykenische Gemmen; darunter zeigen uns II, 1—6 Kampfszenen, also nur 4,1 %. Seitdem hat sich unsere Kenntnis mykenischer Gemmen bedeutend bereichert, aber das Bild ist dasselbe geblieben. Auf den in Haghia Triada gefundenen Tonsiegeln z. B., die Halbherr M. A. XIII 1903, S. 33 ff. und Tav. V. VI veröffentlicht hat, findet sich unter 38 Darstellungen nur 1 Kampfszene, also nur 2,6 %. Setzt man aber in Rechnung, daß es im ganzen mehr als 450 Siegel sind, da die meisten Darstellungen sich mehrfach wiederholen, eine sogar 161 mal, so stellt sich das Verhältnis für die kriegerischen Motive noch viel ungünstiger. Denn jene Kampfszene findet sich nur einmal. Dasselbe gilt von den in Zakro gefundenen Tonsiegeln, die Hogarth J. H. S. XXII 1902, S. 76 ff. veröffentlicht; nur 0,7 % von ihnen bieten Kampfszenen. Dagegen finden wir von den archaisch-griechischen Gemmen Furtwängler A. G., Taf. VI—VIII bei 10,4 %, von den Gemmen des strengen und freien Stils aus dem 5ten bis 4ten Jahrhundert auf Taf. IX—XIII immerhin noch bei 6,8 % kriegerische Motive in den Darstellungen zum Ausdruck gebracht. Auch wer die „Mykenischen Vasen von Furtwängler und Löschke, Berlin 1886" durchblättert, wird finden, wie selten Kampf und Krieg es gewesen ist, der dem Künstler den Pinsel geführt hat. Und die Wandmalereien von Knossos und Phaistos, von Tiryns, Mykene und Orchomenos zeigen, wenn mich meine Erinnerung nicht trügt (das Material schnell nachzuprüfen, ist ja leider nicht möglich) nicht ein einziges Bild mit kriegerischer Darstellung. Und dabei sind die mykenischen Griechen nicht weichlich und schwächlich gewesen. Wer wilde Stiere fängt und bändigt, wie die Männer auf den Goldbechern von Vaphio, wer an Löwenjagden seine Freude hat, wie die berühmte Dolchklinge aus dem vierten Schachtgrabe von Mykene sie zeigt, der ist kein Schwächling. Das Mannesideal der mykenischen Griechen ist der kriegerische Held gewesen. Auf den Gemmen bei Furtwängler A. G. Taf. II, 1—6 kämpft der siegreiche Held immer mit dem Schwert und ohne Schild oder ohne Benutzung desselben, während die Gegner vielfach mit Schild und Lanze kämpfen. Und wie stechen diese Helden! Es ist eine Lust, sie ihre Schwerter schwingen zu sehen. Und doch tiefer Friede durch Jahrhunderte! Und des Kauffahrers Schiff zieht, mit Schätzen schwer beladen, sicher seine Bahn.

Wie ist das zu erklären? Daß kein auswärtiger Feind den Frieden in Griechenland störte, kann uns nicht wundernehmen, seit wir die Briefe von Tell-el-Amarna kennen, die uns mit den der mykenischen Kultur gleichzeitigen politischen Verhältnissen im Orient bekannt machen. Sie sind ein Teil des ägyptischen Staatsarchivs aus den Zeiten der beiden Amenophis um 1400 und doch in

[1]) Adler bei Schliemann Tiryns. 1886. S. XIV f.

babylonischer Keilschrift abgefaßt. Daraus erkennen wir, daß die ganze vorderasiatische Kultur schon lange Zeit auf babylonischer Grundlage ruhte. Aber politisch besitzt das euphratensische Reich am Mittelmeer keine Macht mehr. In Kleinasien ist das Reich der Hethiter im Aufblühen. Die Küstenländer in Syrien und Palästina stehen unter ägyptischer Oberhoheit. Ägypten ist aber zu schwach, um diese Vasallen im Zaume zu halten, und unter ihnen herrscht beständig Fehde.[1] Der mykenischen Kultur aber scheint Ägypten freundlich gegenüber gestanden und sich sogar in einer gewissen Abhängigkeit von ihr befunden zu haben, wie oben schon erwähnt. Der Westen des Mittelmeeres aber hat in dieser Zeit keine Macht von Bedeutung aufzuweisen. Welches Volk also hätte Griechenlands Frieden stören sollen?

Aber hätten die griechischen Stämme selbst sich nicht unter einander befehden und durch innere Kriege, durch Beutezüge und Seeraub jeden Wohlstand untergraben können? Wir wissen ja, welche Zustände die homerischen Gedichte erkennen lassen. Da sind Raubzüge an der Tagesordnung. Hephaistos hat den Schild Achills mit Bildern aus dem täglichen Leben geschmückt; unter ihnen befindet sich das Bild einer Stadt, die in räuberischer Absicht belagert wird (Σ 509 ff.). Ja, es scheint sich sogar in langer Gewöhnung ein Mittel gefunden zu haben, in solcher Not die Bedränger ohne die gänzliche Vernichtung der bisherigen Existenz los zu werden. Die Räuber scheinen sich zufrieden gegeben zu haben und wieder abgezogen zu sein, wenn die Bedrohten ihnen die Hälfte ihrer Habe auslieferten (Σ 511). Um diesen Preis hat auch Hektor geglaubt, Troja vor den Griechen retten zu können (X 117). Odysseus hat die Sklaven, die er besaß, auf Raubzügen erbeutet (α 398), und es scheint ihm nicht schwierig, seinen durch die Freier geschmälerten Besitz durch Raubzüge wieder zu vervollständigen (ψ 357). In seinen erdichteten Erzählungen spielen Raubzüge eine Hauptrolle (ξ 229. ρ 424), wie auch Achill sich rühmte (I 328), dreiundzwanzig Städte geplündert zu haben. Niemand fühlt sich beleidigt, wenn er bei seiner Ankunft an einem fremden Orte gefragt wird, ob er etwa ein Seeräuber sei, weder Telemach (γ 71 ff.) noch Odysseus und seine Gefährten (ι 252). Können solche Zustände, wie Homer sie schildert, in der mykenischen Zeit geherrscht haben?

Namhafte Forscher glauben, daß Seeraub für die mykenische Zeit durch gleichzeitige Denkmäler bezeugt ist.[2] Max Müller (Asien und Europa S. 378) glaubt, daß die bekannte mykenische Kriegervase[3]) Seeräuber darstellt, die durch die Beutel an der Lanze und die jammernde Frau angedeutet sein sollen; auf der anderen Vase, die das Gegenstück dazu bildet, sollen die Griechen dargestellt sein. Auf dem bekannten Fragment der silbernen Vase aus dem vierten Schachtgrabe von Mykene[4]) glaubt Reichel (Homerische Waffen² S. 164) den Auszug der Städter zu sehen, die eine Landung von Seeräubern abwehren wollen. Und italienische Gelehrte haben geglaubt, den Zug, welchen die schöne Steatit-Vase von Haghia Triada so realistisch zur Darstellung bringt, auf Seeraub beziehen zu dürfen (M. A. XIII 1903. S. 21. 125).

Doch ich kann ihnen nicht folgen. Freilich liegen die mykenischen Herrensitze nicht unmittelbar am Meere, sondern weiter landeinwärts, wo sie vor Seeraub sicherer waren. Aber in Knossos,

---

[1]) Vgl. Niebuhr, Die Amarnazeit. Leipzig 1903 (Der alte Orient I. Jahrg. Heft 2).

[2]) Auch von Furtwängler u. Löschke (Myken. Vasen. Berlin 1886. S. XIV) werden Raubzüge für diese Zeit als selbstverständlich angenommen, ohne daß auf Denkmäler verwiesen würde, die davon Zeugnis ablegen sollten.

[3]) Furtwängler u. Löschke, Mykenische Vasen. Berlin 1886. Taf. XLII, abgebildet z. B. bei Springer Handb. der Kunstgesch. I⁶ S. 83. Das Gegenstück bei Furtwängler u. Löschke, Taf. XLIII.

[4]) Abgebildet bei Springer a. a. O. S. 82.

Phaistos und Tiryns wenigstens ist der Ort sicher nicht von den mykenischen Herren für die Anlage eines Wohnsitzes gewählt worden, sondern die Stätte war schon in vormykenischer Zeit besiedelt. Auch bezeugt Thukydides[1]) klar und deutlich, daß gerade Minos den Seeraub beseitigt hat. Und daß in ganz Griechenland, in Kreta, in Lakonien und Argolis, in Attika und Böotien, ein solcher Reichtum, wie er noch für uns zu Tage tritt, sich hätte sammeln lassen, wenn von Ort zu Ort, von Landschaft zu Landschaft, von Insel zu Insel raubende Schaaren gezogen wären, — ich kann es nicht glauben. Man möchte fast meinen, ganz Griechenland und alle Inseln hätten ein einheitliches Reich gebildet,[2]) in dem ein Fürst Ordnung und Sicherheit aufrecht erhielt. Aber das ist nicht möglich. Die vielen Herrensitze an verschiedenen Orten verbieten es; auch sprechen die feinen Unterschiede, die wir in der Kultur der verschiedenen Orte bei aller Ähnlichkeit beobachten können, dagegen. Mag es immerhin größere Reiche gegeben haben, ein kretisches, ein peloponnesisches, ein attisches, ein böotisches, ein thessalisches, — sicher ist, daß es ein griechisches Reich nicht gegeben hat.

Dann bleibt nur eins übrig. Die oben geschilderten Zustände, wie die homerischen Gedichte sie uns zeigen, haben in mykenischer Zeit nicht geherrscht. Raubzüge waren verpönt, das Eigentum war heilig, nicht nur innerhalb der Grenzen jeder staatlichen Gemeinschaft, sondern so weit die griechische Zunge klang. Anders läßt sich der archäologische Befund nicht erklären, und Thukydides bestätigt es. Ich glaube auch bei Homer noch eine Spur gefunden zu haben, die zeigt, daß es vor der Zeit, wo die oben geschilderten Zustände herrschten, einmal anders war. Eumaios meint (ξ 85), die Unternehmer eines Raubzuges müsse Furcht vor dem strafenden Auge der Götter befallen. Der Gedanke ist in dem homerischen Ideenkreise durchaus fremdartig. Er kann auch nicht gut später in die Odyssee hineingebracht sein. Denn Thukydides bezeugt (I, 13), daß der Unsicherheit auf dem Meere, wie sie nach Homers Angaben herrschte, erst nach 664 von den Korinthern ein Ende gemacht worden ist. Also ergibt sich, daß jener Gedanke des Eumaios ein Nachklang aus mykenischer Zeit ist, der sich bis in das homerische Epos erhalten hat.

Ursprünglich ist eine solche Heilighaltung des Eigentums nun freilich nicht. Darum befestigten auch die Herren von Mykene und Tiryns, von Athen und Orchomenos ihre Sitze mit starken Mauern und wohnten, wie die Herren von Knossos und Phaistos, nicht zu nahe am Meere. Denn man wußte noch von der Zeit, wo die Räuber auf seinen Wellen gefahren kamen. Darum übte sich auch die Jugend im Waffenhandwerk und lernte so stechen und schlagen, wie wir es auf den mykenischen Gemmen bewundern können.

Welche Macht aber kann imstande gewesen sein, die Eigenliebe und Habsucht, die auch in den Herzen der mykenischen Griechen sich geregt haben muß, zu bezwingen, daß sie fremdes Eigentum auch außerhalb der Grenzen jeder staatlichen Gemeinschaft heilig hielten?

Im Hofe des Palastes von Tiryns steht genau vor dem Eingange des großen Megarons ein Altar, in dem wir nach den Angaben, die Homer über den Palast des Odysseus macht, den Altar des Ζεὺς ἑρκεῖος sehen müssen. Dieser Altar aber gleicht in seiner Anlage durchaus dem Altar über dem vierten Schachtgrabe auf der Burg von Mykene.[3]) Auch er ist innen hohl, so daß

---

[1]) I, 4: τό τε ληστικόν, ὡς εἰκός, καθῄρει ἐκ τῆς θαλάσσης ἐφ' ὅσον ἐδύνατο, τοῦ τὰς προσόδους μᾶλλον ἰέναι αὐτῷ.

[2]) Ed. Meyer, Gesch. d. Alt. II, 118. 198 neigt dazu, ein solches mykenisches Reich oder wenigstens einen Staatenbund anzunehmen.

[3]) Perrot-Chipiez, Hist. de l'Art. VI, 283 und 323.

die Opferspende durch die Höhlung in eine unter ihm befindliche Opfergrube fließen kann. Hat denn der Burgherr von Tiryns den Zeus unter der Erde gesucht, wo der Burgherr von Mykene seine verstorbenen Vorfahren wußte? Ja! Der Ζεὺς καταχθόνιος (I 457) herrscht über die Toten dort drunten. Er ist der Ahnherr des Königs, der in Tiryns regierte. Denn wie die Könige alle, so ist auch er διογενής, ein Sproß des Zeus; die Ahnen aber wohnen alle unter der Erde.[1]) Und damit haben wir die Lösung des Rätsels. Mit dem Worte διογενής, welches zur homerischen Zeit wohl schon bloßer Titel geworden, ist es den mykenischen Herrschern heiliger Ernst, wie jener Altar von Tiryns uns zeigt. Wußten und fühlten aber die Könige sich alle als Söhne des einen Zeus, der dort drunten herrschte und zu dem auch sie sich einst versammeln sollten, so waren sie Brüder und mußten sich als solche fühlen. Waren sie aber Brüder, so mußte auch ihr Eigentum ihnen unter einander heilig sein. Denn was hätte Zeus gesagt, wenn sie zu ihm gekommen wären als Schädiger des Erbes seiner Söhne und ihrer Brüder?

So galt eigentlich nur für die Könige die Verpflichtung, das Eigentum der Nachbarkönige unangetastet zu lassen. Und das hätte genügt, um den Frieden in Griechenland aufrecht zu erhalten, so lange die Fortdauer und Macht der abgeschiedenen Seelen nicht bezweifelt wurde. Aber auch bei jenen Griechen wird sich ein Fortschritt der Gesittung in derselben Weise vollzogen haben, wie überall in der Menschheit.[2]) Das verfeinerte Gefühl stellt seine Forderung zunächst an einzelne Männer, die sich über den Durchschnitt ihrer Zeitgenossen erheben. Hat sich aber durch sie ein Gedanke erst der Besseren im Volke bemächtigt, so dringt er langsam, aber unaufhaltsam auch in die breiten Massen des Volkes hinab. Und so können wir es getrost als sittliche Forderung der mykenischen Zeit hinstellen, fremdes Eigentum überall, wenigstens so weit Griechen wohnen, heilig zu halten.

Zusammenfassend möchte ich zur Kulturgeschichte noch bemerken, daß also der Unsicherheit auf dem Meere und dem Räuberunwesen, wie es vorher unter den Karern geherrscht hatte, in der mykenischen Periode (durch König Minos Thuk. I, 4) ein Ende gemacht wurde. Es folgten lange Jahre, ja vielleicht Jahrhunderte der Sicherheit und des Friedens, bis in der Zeit der dorischen Wanderung mit dem Seelenglauben auch die Scheu schwand, sich an fremdem Eigentum zu vergreifen. Es begann von neuem eine schlimme Zeit zahlreicherer und ohne Scheu unternommener Raubzüge, deren Spiegelbild die homerischen Gedichte uns geben, in die nur ein leiser Klang aus jener mykenischen Friedenszeit (S. 85) sich verloren hat. Ihr wurde ein Ende gemacht durch Korinth nach 664, nachdem die Griechen zum Bewußtsein ihrer nationalen Zusammengehörigkeit gegenüber den Barbaren gekommen waren und gelernt hatten, besser sein zu wollen als sie.[3])

III. Freiheit.

Der Innenstein der Oberschwelle im sogenannten Agamemnongrabe bei Mykene wiegt 122000 kg. In der Burgmauer von Tiryns sind manche Felsblöcke 12–13000 kg schwer, selbst mittelgroße wiegen 4000 kg. Und dabei schweben diese Blöcke in stattlicher Höhe über dem Abhange. Welche Kraft muß nötig gewesen sein, um Steine von solchem Gewicht aus dem Bruch im Gebirge

[1]) Vgl. Karo im Archiv für Religionswissenschaft. VII 1904. S. 124.
[2]) Seeck, Untergang der antiken Welt II, 343.
[3]) S. mein Programm Stettin, König Wilhelms-Gymn. 1903. S. 7. 23.

an ihren Platz auf der Höhe des Baues zu schaffen! Ich habe einmal einen Aufsatz gelesen, dessen Verfasser allen Ernstes annahm, den mykenischen Griechen hätten Maschinen zur Verfügung gestanden, um solche Lasten in Bewegung zu setzen. Wunderbar ist es nicht, daß jemand auf einen solchen Gedanken gekommen ist. Aber das Richtige hat er ohne Zweifel nicht getroffen. Menschenhände sind es gewesen, die diese Massen geschoben und gehoben haben; aber staunend sinnen wir darüber nach, wie viele Menschen wohl ein einziger dieser Blöcke für sich beansprucht haben mag.

Auch andere Werke der mykenischen Zeit, außer den Burgmauern und Kuppelgräbern, müssen die Arbeitskräfte von unzähligen Menschen gefordert haben. Man denke an die weit ausgedehnten, in mehreren Stockwerken sich erhebenden Paläste von Knossos und Phaistos; man denke an die Kunststraßen mit ihren Felsunterbauten und gewaltigen Brücken, die wir wenigstens in der Argolis noch nachweisen können; man denke an den großartigen Versuch, die Wasser des Kopais-Sees durch ein System von Dämmen und einen die vorhandenen Spalten erweiternden Kanal ins Meer bei Larymna abzuleiten, ein Werk, das, nachdem das klassische Griechenland es hat verfallen lassen, erst vor kurzem eine französische Gesellschaft nach fünfundzwanzigjähriger Arbeit mit allen Mitteln moderner Ingenieurkunst hat wiederherstellen können.

Wen zwangen die mykenischen Fürsten, an diesen Bauten zu arbeiten? Hatten sie etwa so viele Sklaven zu ihrer Verfügung, daß sie mit ihnen diese Arbeiten ausführen konnten? Es ist nicht abzusehen, warum es in der mykenischen Welt keine Sklaven gegeben haben sollte. Vielleicht können wir es sogar noch aus dem archäologischen Befunde nachweisen, daß es Sklaven gab. Da uns spätere griechische Gemmen deutlich Sklaven erkennen lassen,[1]) können wir erwarten, auch auf den mykenischen Gemmen Sklaven als solche charakterisiert zu finden. Das Zeichen des freien Mannes ist das lang herabwallende Haar, während der Knecht es sich gefallen lassen muß, daß ihm die Haare abgeschnitten werden.[2]) Nun sind auf den meisten Gemmen die Köpfe so klein gehalten, daß der Künstler nicht hat andeuten können und wollen, ob er sich die dargestellten Gestalten mit langem oder kurzem Haar dachte. Langes Haar aber erkennen wir deutlich bei den Jägern Furtwängler, Antike Gemmen, Taf. II, 12. 14, bei den Männern, die einen Stier fangen, Taf. II, 16. VI, 9, bei dem Manne, der mit einer Frau tanzt, Taf. II, 19. Kegelförmig angeordnet oder auf dem Wirbel aufgebunden ist das Haar der Krieger II, 2. 3; auch sie haben also langes Haar. Dagegen zeigen zwei Jäger II, 13, die einen erlegten Löwen binden, um ihn wegzutragen, deutlich kurzes Haar in Wulsten. Dasselbe kurze, wulstige Haar hat ein Mann, der zwei Rinder führt, II, 23. Als kurz bezeichnet Furtwängler auch das Haar des Mannes VI, 1, der zwei Widder führt, und auch das des Stierfängers II, 37. Wenn man die Verschiedenartigkeit der Beschäftigung der Männer mit kurzem und langem Haar ins Auge faßt, könnte man glauben, daß in der mykenischen Zeit die Freien am lang wallenden Haar, die Sklaven am kurzen zu erkennen gewesen wären. Aber ich möchte diese Frage nur angeregt haben, zur Entscheidung führen kann ich sie nicht. Wer das will, muß die Gemmen selber betrachten, nicht nur die Wiedergabe von Abdrücken, und muß vor allen Dingen auch die Wandgemälde berücksichtigen, was ich nicht kann. Wenn wir aber die mykenische Periode oben richtig als eine lange, vielleicht durch Jahrhunderte dauernde Friedenszeit charakterisiert

[1]) Furtwängler Antike Gemmen Taf. X 19. 26. 28.

[2]) Aristoph. Vögel 911.

haben, so dürften die Sklaven kaum zahlreich gewesen sein, sicher nicht so zahlreich, daß sie allein die Arbeitskräfte für jene gewaltigen Bauwerke hätten stellen können.[1])

Also hat Ed. Meyer[2]) das Richtige getroffen, wenn er meint, die mykenischen Fürsten wären Despoten gewesen, die die Masse des Volks zwangen, Frondienste zu tun? Es gab augenscheinlich schon in mykenischer Zeit einen Adel, auf den gestützt der König das Volk wohl hätte knechten können.[3]) Das zeigt uns das Vorkommen der Streitwagen auf den Gemmen (Furtwängler, Antike Gemmen, Taf. II, 7—9) und Vasen (Furtwängler und Löschke, Mykenische Vasen, S. 28). Und doch können die mykenischen Fürsten keine Despoten und ihre Untertanen keine Knechte gewesen sein, die gewöhnt waren, sich zu Frondiensten kommandieren zu lassen. Furtwängler in Band III seines Gemmenwerkes charakterisiert die mykenische Kunst im Unterschiede von der orientalischen, und jeder, der seiner Führung folgt, wird ihm freudig und ohne Bedenken Recht geben. Über den Orient urteilt er S. 12: „Trotz aller Wandlungen im einzelnen geht ein gemeinsamer Geist durch diese orientalische Kunst. Es ist der Geist der Despotie und Unterwürfigkeit.“ Dagegen äußert er sich über die mykenische Kunst S. 13: „Es ist ein von jenem orientalischen völlig verschiedener Geist, dem wir hier begegnen. Hier herrscht frische Freude am Leben und Freude am Darstellen und Schildern der einfachen Wirklichkeit. Die dumpf drückende Atmosphäre des Orients ist einer klaren, heiteren Luft gewichen. Hier steht der Mensch nicht angstvoll zitternd, stumm ergeben der Übergewalt irdischer und überirdischer Herrscher gegenüber wie im Orient — hier blickt das Auge vertrauend frei, genießt und spiegelt Lebensfreude wieder.“ Ich habe eine Autorität sprechen lassen; denn durch Anführung einzelner Stücke läßt sich der Geist nicht nachweisen, der aus den Werken einer Zeit zu uns spricht; aber wer das ganze Material betrachtet, wird unbedingt diese Meinung teilen. Vor allem sei erwähnt: die Gemmen zeigen uns wohl siegreiche Krieger und glückliche Jäger, aber keine Gestalt, in der wir das Bild eines Herrschers zu erblicken glauben müßten, geschweige denn eine Huldigung irgend welcher Art, die einem Despoten gälte. Wohl aber zeigen sie, daß auch die Vornehmen und Reichen Interesse hatten an den Beschäftigungen der Niederen und Armen. Denn die Gemmen, die doch den Reichen als Schmuck dienten, zeigen Darstellungen wie den Hirten mit seinem Vieh (Furtw. A. G. II, 23. VI, 1. 10. 11. J. H. S. XXII. 1902. Pl. VI, 15) oder den Fischer mit dem Fisch an der Angelschnur. Auch das mag hier nicht unerwähnt bleiben, daß die Untertanen der mykenischen Herrscher ihrer ganzen Lebensstellung nach keineswegs durch Frondienste ausgesogene Knechte gewesen zu sein scheinen. Es ist oben schon darauf hingewiesen, wie viel Wohlstand bei den Bürgern der mykenischen Städte auf Kreta geherrscht haben muß (Vgl. S. 9.)

Also freie Männer waren die Untertanen der mykenischen Fürsten. Und doch diese Bauten, die ohne die mühevolle Arbeit ungezählter Menschen nicht auszuführen waren? Wie ist das zu erklären?

---

[1]) Sollte sich in der attischen Sage, von der Herodot VI 137 zu berichten weiß, eine Erinnerung daran erhalten haben, daß die mykenische Zeit tatsächlich sklavenlos oder doch wenigstens sklavenarm war? Οὐ γὰρ εἶναι τοῦτον τὸν χρόνον (als die Pelasger in Attika lebten) σφίσι κω οὐδὲ τοῖσι ἄλλοισι Ἕλλησι οἰκέτας, so erzählten die Athener.

[2]) Gesch. d. Alt. II 167. Noch kürzlich hat Drerup (Homer. München 1903. S. 100) wieder die Ansicht ausgesprochen, daß den Königen für die Bauten ein ungeheures, zu Frondiensten verpflichtetes Menschenmaterial zur Verfügung gestanden habe.

[3]) Ed. Meyer, Gesch. d. Alt. II 170.

In Mykene sind in der Regel um ein Kuppelgrab andere Gräber gruppiert.[1]) In dem Kuppelgrabe ruhten die Ahnen des Fürsten. Mächtige Männer waren sie im Leben gewesen, unter dem Schutze des Urahnen aller Könige, dessen Totenkult sie auf dem Hofe ihres Palastes pflegten, des Zeus. Ein mächtiger Mann war auch der jeweilig regierende Fürst; denn er regierte nicht nur in der Kraft eigener Macht und eigener Weisheit, sondern schirmend umschwebten ihn die Geister der entschlafenen Helden seines Hauses, schirmend stand dem Urenkel vor allem Zeus selbst zur Seite. Was er plante, war daher gut und brachte Segen, mochte es nun der Bau eines Palastes mit ragenden Mauern, einer Straße übers Gebirge oder eines Kanals zum Meere sein. Daher war's gut, ihm zu gehorchen, und wie im Leben, so stellten sich seine Untertanen auch im Tode in seinen und seiner Ahnen Schutz; nahe seinem Grabe ruhten ihre Gebeine. Gut war's, ihm zu gehorchen. Denn mochte er auch viel verlangen, immer war er milde und übte billige Nachsicht. Wußte er doch, daß auch der ärmste seiner Untertanen eine Seele hatte, die noch nach dem Tode Macht hatte, auf Erden zu wirken. Wehe daher dem Fürsten, gegen den ein Heer von Seelen der entschlafenen Untertanen aufgestanden wäre, um Rache zu nehmen für Unterdrückung und Mißhandlung, denen sie im Leben ausgesetzt gewesen.

Wenn wir uns so Herrscher wie Untertanen auf die gemeinsame religiöse Grundlage des Seelenglaubens gestellt denken, dann läßt sich alles erklären, der Geist der Freiheit, der die ganze mykenische Kunst durchweht, und die Fügsamkeit der Menschenmassen, die, einem Willen gehorchend, gewaltige Werke errichteten. Mag da immerhin der Fürst einen Adel und, aus ihm hervorgegangen, einen Rat der Alten sich zur Seite gehabt haben, auf dieser Grundlage kann es für sein Verhältnis zu seinem Volke nichts ausgemacht haben, ob er so oder so regierte.[2])

In den homerischen Gedichten ist die Stellung der Gemeinfreien augenscheinlich schlechter, als wir soeben geglaubt haben sie für die mykenische Zeit annehmen zu dürfen. Es ist das gute Recht des Königs, jedem im Volke gegenüber in Wort und Tat das gewöhnliche Maß zu überschreiten, ἐξαίσιον ῥέξαι und εἰπεῖν (δ 690). Leute, die sich so behandeln lassen mußten, wie Odysseus (B 198 ff.) es tut, wenn er die Griechen, die sich zur Abfahrt rüsten wollen, mit dem Scepter und harten Scheltworten wieder zur Volksversammlung zurücktreibt oder wenn er den Thersites, als er Widerspruch in der Versammlung zu erheben wagt, einfach durchprügelt (B 265), atmeten nicht die Luft der Freiheit, in der jene mykenischen Griechen lebten. Achill hat recht, solche Leute sind οὐτιδανοί (A 231). In den ionischen Aristokratien, deren Geist hier zu uns spricht, standen den ἀγαθοί die κακοί gegenüber, wie auch Odysseus (B 190) den gemeinen Mann einfach als κακόν bezeichnet und auch sonst bei Homer häufig den κακοί oder χέρηες die ἀγαθοί oder ἄριστοι gegenübergestellt werden. Trefflich verstand es der Adel, das rechtlose Volk zu knechten; glaubt doch schon in

[1]) Ed. Meyer, Gesch. d. Alt. II 168. Auch in Phaistos scheiden sich deutlich die Gräber der Fürsten und Vornehmen von den Gräbern des Volks. M. A. XIV. Punt. 2. 1905. S. 627 ff. Ebenso kann man in den Gräbern auf dem Hügel Zafer Papoura in der Nähe des Palastes von Knossos an den Beigaben Krieger und Handwerker unterscheiden; diesen hat man Sägen und anderes Handwerkszeug mit ins Grab gelegt (B. S. A. X 4).

[2]) Evans glaubt, das mag nicht unerwähnt bleiben, Spuren gefunden zu haben, daß in Knossos schließlich eine mehr plebejische Bevölkerung hoch gekommen ist. Er schließt dies daraus, daß die großen Hallen der Herren zum Teil in kleine Gemächer aufgeteilt sind und ein Herrengrab später mit niederem Volk belegt ist. Auch finden wir in dem Kult der Schlangengöttin an Stelle der schönen Fayencefiguren schließlich bäurisch rohe Gebilde. Er schließt daraus auf eine innere Revolution, die der Herrlichkeit ein Ende gemacht haben soll. B. S. A. XI 5. 14.

der Odyssee Eurymachos das Recht zu haben, durch eine Umlage beim Volk den Schadenersatz aufzubringen, den die Freier Odysseus leisten wollen (χ 55). Besser ist augenscheinlich die Stellung der Phäaken zu ihrem Fürsten. Sie tun wohl, was sie sollen; aber ihr Fürst weiß es so einzurichten, daß sie wollen, was sie sollen. Hat bei der Zeichnung des Bildes des Phäakenstaates die Erinnerung an alte Zeiten dem Dichter die Hand geführt? Ich möchte es glauben. Und in dem Glauben bestärkt mich der Gedanke an die Pracht des Phäakenpalastes, an die weiten Seefahrten des Phäakenvolkes, an den tiefen Frieden, in dem es lebt; auch diese Züge des Bildes passen für die mykenische Zeit.[1])

IV. Hohe Stellung der Frau.

Welche Stellung die Frau in der mykenischen Welt einnahm, darüber können uns die von Furtwängler (Antike Gemmen, Taf. II—IV. VI) zusammengestellten mykenischen Gemmen klare Antwort geben. Unter den 144 von ihm abgebildeten Gemmen zeigen 16 Darstellungen, auf denen Frauen vorkommen, also etwa 11 %. Männer freilich kommen etwa auf 30 Gemmen zur Darstellung. Trotzdem beweist schon dieses Zahlenverhältnis, daß die Frauen keine unbedeutende Rolle gespielt haben. Die Tätigkeit aber, in der die Frauen dargestellt sind, ist häufig offenbar von hoher Bedeutung. Sie erscheinen als Trägerinnen des Kultus; sie adorieren vor Altären oder heiligen Hainen oder bringen der Gottheit ihre Gaben dar.[2]) Kultszenen dagegen, bei denen Männer allein beteiligt sind, zeigen nur die Steine II, 18 und 22; auf beiden wird augenscheinlich ein Tier geschlachtet oder geopfert, hier ein Rind, dort ein Schwein. In der Männergestalt in langem Gewande II, 47, die mit der Linken ein Beil schultert, einen Priester zu sehen, ist möglich, aber nicht nötig; es kann auch ein König sein. Besonders scheint es Sache der Frauen gewesen zu sein, heilige Tänze zu Ehren der Gottheit aufzuführen; solche Tänzerinnen finden wir II, 19. 45. VI, 3. Also dürfte Furtwängler (Bd. III S. 47) richtig urteilen: „Die Bilder des weiblichen Kultus überwiegen". Wenn neben den Frauen auch Männer zur Darstellung gebracht sind, so finden wir die Figuren immer so geordnet, daß der Beschauer die Frau im Mittelpunkt der Handlung sieht und den Mann nur als Nebenfigur auffassen kann. (II, 19. VI, 3. Bd. III, S. 36).

Glauben wir hieraus mit Recht auf eine hohe Stellung der Frau in mykenischer Zeit schließen zu können, so finden wir diesen Schluß durch eine andere Beobachtung bestätigt. So zahlreich die Darstellungen von Frauen sind, fehlt doch auf den Gemmen jede Spur davon, daß das Weib zu der Bestimmung erniedrigt worden wäre, lediglich die sinnlichen Triebe des Mannes zu befriedigen. Und doch waren auch die mykenischen Griechen sinnlich. Das bedarf keines Beweises; doch können wir es durch die aus dem Tierleben genommene Darstellung eines goldenen Ringes aus Kreta beweisen (Taf. III, 9). Außerdem zeigt uns die Tracht der Frauen, die im Gegensatz zu der losen, wallenden Kleidung der klassischen Zeit eng anliegt und die weiblichen Reize besonders hervorhebt, daß die Frauen es damals nicht verschmähten, sinnliche Wirkungen auszuüben.

Seit dem Erscheinen von Furtwänglers Gemmenwerk ist unsere Kenntnis mykenischer Gemmen bedeutend bereichert. Aber das Bild ist durch den Zuwachs nicht geändert worden. Betrachten wir z. B. die Tonsiegel aus Haghia Triada, die Halbherr M. A. XIII 1903 S. 33 ff. und Tav. V.

[1]) Auch Drerup sieht im Phäakenlande das mykenische Kreta (Homer S. 134).

[2]) Taf. II, 19. VI, 2. 3. 4. Bd. III, S. 47.

VI veröffentlicht! Unter 38 verschiedenen Darstellungen finden wir achtmal Frauen abgebildet, also 21 %, Männer nur dreimal. Setzen wir aber in Rechnung, daß es im ganzen mehr als 450 Siegel sind, da manche Darstellungen sich mehrfach wiederholen, so finden wir Frauen sogar auf 39 %. Eine Kultszene bietet uns Tav. VI, L. III, 1 (donna con veste babilonica che eleva le braccia in atto di adorazione davanti a un altare o tavola di offerta). Tänze stellen Tav. VI, L. II, 1. III, 2 dar. Auch die beiden Frauen Tav. VI, L. II, 4 scheinen sich im Tanzschritt vorwärts zu bewegen. Tav. VI, L. II, 2 zeigt uns eine Frau in Begleitung eines gepanzerten Mannes; beide schreiten aus einem Tempel oder Palastportal nach links, aber die Frau geht voran. Von den Tonsiegeln von Zakro, veröffentlicht von Hogarth J. H. S. XXII 1902 S. 76 ff., zeigen 7,3 % Frauen, Männer nur 1,5 %. Kultszenen, bei denen Frauen beteiligt sind, zeigen Pl. VI, 1. 2. 3. 9. In der weiblichen Gestalt auf VI, 1 sieht Hogarth freilich eine Göttin. Männer sind VI, 1. 2 bei der Handlung beteiligt, doch steht beide Male die weibliche Gestalt im Mittelpunkt. Auf VI, 9 scheint die eine Frau „a ritual dance“ aufzuführen. So bietet der Befund einzelner Orte genau dasselbe Bild, wie das von Furtwängler aus den verschiedensten Gegenden zusammengebrachte Material: Frauen werden häufig dargestellt; sie sind die Trägerinnen des Kultus und gehen den Männern voran.

Besonders lehrreich ist ein Vergleich mit den griechischen Gemmen späterer Zeit. Auf den archaisch-griechischen Gemmen finden wir Männer oft dargestellt, weibliche Wesen wohl in fabelhafter oder göttlicher Gestalt, aber nur ein menschliches Weib (Furtwängler A. G., Taf. VIII, 28) und dies — das ist bezeichnend — badend und nackt! In diesen wilden Zeiten, wo die Faust des Mannes die einzige Macht ist, steht der Mann im Vordergrund; für das Weib hat er wenig Zeit, wenn es nicht einmal flüchtig seine Sinne reizt. Auf den Gemmen des strengen und freien Stils aus dem fünften und vierten Jahrhundert überwiegen unter den Gottheiten Aphrodite und Eros. Die Darstellungen aus dem Frauenleben sind sehr zahlreich. Da finden wir Frauen, sinnend verhüllt mit aufgestütztem Kopf (Taf. IX, 35. X, 20. 34). Eine Frau spielt die Leier (XIII, 13), eine andere kredenzt einen Becher (XII, 25). Wir finden ein üppig gelagertes Weib (XIII, 20), andere Frauen sehen wir in sinnlicher Umarmung mit Männern (X, 15. IX, 32. XII, 15). Besonders häufig sind die Bilder von nackten Frauen, die entkleidet im Bade kauern, sich die Haare reiben oder nach dem Bade eben im Begriffe sind, mit ihrem Gewande sich wieder zu verhüllen (XII, 30—36. 39. XIII, 23—27). Diese Zeit also weiß kaum ein Motiv aus dem Leben der Frau oder Tochter des Hauses zu nehmen; hier herrscht die Hetäre, auf die wir nun auch manche Darstellungen zu beziehen geneigt sein werden, zu denen ein griechischer Bürger die Frauen seines Hauses als Modell hergegeben haben würde. Furtwängler (A. G. Bd. III S. 140) urteilt über die Gemmen dieser Zeit: „Hier atmen wir die Luft, die eine Aspasia umgab; hier herrscht ein freies, volles Zurgeltungkommen des Weibes, seiner Schönheit, seines Geistes. Das haben die ionischen Frauen nach Athen gebracht, und ionische Künstler waren ihre ersten Propheten, bis die Attiker ihnen folgten; die attischen Vasen der letzten Decennien des fünften Jahrhunderts lassen ihre Wirkung gar deutlich erkennen.“ In den Darstellungen der Gemmen also spiegelt sich klar das Bild der Stellung, die die Frau im Leben eines großen Teils von Griechenland im fünften und vierten Jahrhundert einnahm, wie sie uns auch aus der litterarischen Überlieferung bekannt ist. Die Frau des Hauses hat wenig Bedeutung für den Mann und das öffentliche Leben; Schönheit und Geist sucht er anderswo. Wenn also das Bild, welches die mykenischen Gemmen uns bieten, ebenso

scharf und genau ist, so muß die Frau in jener Zeit eine ganz andere Stellung eingenommen haben. Sie stand gleichberechtigt neben dem Manne oder hatte wohl gar den Vorrang vor ihm; dies scheint für die Betätigung beim Kultus festzustehen. Von einer Entwürdigung der Frau durch Bruch des monogamischen Prinzips finden wir keine Spur. Zu demselben Ergebnis muß die Betrachtung der mykenischen Wandgemälde, besonders der kretischen, führen, soweit man von ihnen hört. Doch ist das Material in seiner Gesamtheit zu schwer zugänglich, als daß ich es benutzen könnte. Ich will nur kurz darauf hinweisen, daß ein Gemälde in Knossos uns Frauen zeigt, die in prächtiger Kleidung einen Tanz aufführen, während Männer zuschauen. Ein anderes läßt uns vor einem Tempelchen Frauen sehen, die im Vordergrund sitzen oder stehen; Männer sind auch anwesend, aber sie stehen bescheiden im Hintergrund. (B. S. A. X 2).

Was die Gemmen und Gemälde uns ausplaudern, das bestätigen die Steine der Fundamente und Mauern der mykenischen Paläste. Nehmen wir einen Grundriß des Palastes von Tiryns zur Hand, so finden wir die Hauptgemächer als Megaron oder Männersaal, Frauenhaus und Schlafgemach gedeutet. Das würde nicht stimmen zu dem, was die Gemmen uns gelehrt. Denn wo die Frau in ein besonderes Frauenhaus gesteckt wird, da ist sie für die Öffentlichkeit verschwunden, und von einer Gleichberechtigung mit den Männern ist keine Rede. Aber diese Deutung ist falsch. Denn will jemand seine Frau in einem besonderen Frauenhaus von der Welt abschließen, so macht er dies nicht schon vom äußeren Torbau aus zugänglich, so daß, wer in der Burg ankommt, das Frauenhaus betreten könnte, ohne den Männersaal passiert zu haben, also ohne dem Manne auch nur zu Gesicht gekommen zu sein. So aber liegt das sogenannte Frauenhaus in Tiryns. Dagegen ist der Weg vom Männersaal zum Frauenhaus und Schlafgemach recht weit und macht viele Winkelzüge. Es ist fast, als ob der Hausherr es Fremden hätte leichter machen wollen, dorthin zu kommen, als sich selbst. Zu beachten ist auch, daß sowohl der Männersaal als auch das Frauenhaus einen Herd haben. Wurde etwa in Tiryns doppelte Küche geführt, für den Mann und für die Frau?

Die übliche Verteilung der Gemächer kann also nicht richtig sein. Das Megaron ist vielmehr das einzige Gemach, welches dem fürstlichen Ehepaar für sein Leben zur Verfügung steht. Dort wohnt es; dort speist es mit seinen Gästen, was der Herd bietet; dort steht auch das Ehebett, natürlich nicht vorn an der Tür, sondern μυχῷ δόμου ὑψηλοῖο.[1]) Die anderen Räume, das sogenannte Frauenhaus und das Schlafgemach, sind für die verheirateten Söhne bestimmt, von denen wir aus Homer wissen, daß sie die Wohnung der Eltern teilen. Auch die unverheirateten Söhne erhalten ihr eigenes Gemach.[2]) In der Vorhalle des Megarons aber müssen die etwa einkehrenden Fremdlinge nächtigen. Wäre das Megaron nachts unbesetzt, würde man sie doch lieber dort untergebracht haben. So muß also auch in Tiryns die Frau das ganze Leben des Mannes geteilt haben, beim Opfer, beim Mahle, bei der Beratung zugegen gewesen sein und überhaupt dem Manne gleichberechtigt zur Seite gestanden haben.

Was uns der Grundriß des Palastes in Tiryns gelehrt hat, das bestätigen die Reste der mykenischen Herrensitze, die anderswo gefunden sind. In Mykene und Troja VI haben wir Megara desselben Grundrisses wie das in Tiryns, aber sie sind losgelöst von allen anderen Baulichkeiten. Das ist nur denkbar, wenn sie zugleich als Wohn-, Eß- und Schlafraum dienten. Auch in der

[1]) Diese Ansicht vertritt auch Noack, Homerische Paläste, Leipzig 1903. S. 39 ff. Er hat sie aber lediglich aus der Unterbringung der Gäste in der Vorhalle gewonnen.

[2]) Noack a. a. O. S. 49 ff.

Stadt, die auf der Insel Gla im Kopais-See lag, von Noack wohl fälschlich mit dem homerischen Arne identifiziert, lag ein Königspalast. Wir finden hier ein Megaron mit Vorhalle, beides, wie wir es aus Tiryns kennen. Daran sind die Vorratskammern angeschlossen; die Verbindung ist durch einen langen Korridor hergestellt. Auch in Tiryns vermitteln bekanntlich lange und schmale Korridore die Verbindung zwischen den einzelnen Teilen des Palastes. Dasselbe Schema wiederholt sich in einem rechtwinklig daran angebauten Flügel von ungefähr derselben Länge; wir werden in ihm die für den Sohn bestimmten Räume zu suchen haben. Die kretischen Paläste von Knossos und Phaistos sind, so groß die Verschiedenheit des Grundrisses auf den ersten Blick ist, aus denselben Gliedern zusammengesetzt. Auf weite Höfe öffnen sich Megara mit Vorhallen. Daran schließen sich aneinander gereihte Vorratskammern; die Verbindung wird durch lange, schmale Korridore hergestellt. Wir können also aus dem Grundrisse der kretischen Paläste zwar nicht folgern, daß die Frau das ganze Leben des Mannes teilte und gleichberechtigt neben ihm stand; aber es braucht doch auch dort nicht anders gewesen zu sein. Und selbst wenn die Fülle der Gemächer uns zu dem Schlusse berechtigen sollte, daß in Kreta die einzelnen Abschnitte des täglichen Lebens auf verschiedene Gemächer verteilt waren, so weist doch auch hier nichts darauf hin, daß die Frau in ein Frauengemach verbannt und vom Leben der Männer ausgeschlossen gewesen wäre. Nun sind wir ja aber so glücklich, aus den Wandgemälden,[1]) die gerade diese Paläste schmückten, um von den Gemmen abzusehen, genau zu wissen, daß auch dort die Frau dieselbe bedeutende Stellung einnahm, wie sonst in der mykenischen Welt.[2])

Die Schlüsse, die wir aus den erhaltenen Denkmälern über die Stellung der Frau in mykenischer Zeit gezogen haben, finden wir bestätigt durch die homerischen Gedichte. Arete sitzt neben ihrem Gemahle Alkinoos am Herde, wohnt dem Schmause und Gelage der Männer bei und schläft mit ihrem Gatten im Megaron, dem einzigen Raume, der ihnen bei allem Glanze und aller Pracht ihres Palastes zur Verfügung steht. Sie steht in hohen Ehren; Alkinoos folgt gern ihrem Rate, und an sie soll Odysseus sich auf Nausikaas Rat zuerst wenden (ζ 305). Auch das Verhältnis von Odysseus und Penelope werden wir uns gern ähnlich denken. In eine andere Welt aber fühlen wir uns versetzt, wenn wir hören, wie Telemach als Herr des Hauses mit hartem Wort seine eigene Mutter vom Leben der Männer ausschließt (α 356. φ 350). Und wie tief muß die Frau in der Achtung des Mannes gesunken sein, wenn dieser es wagt, ihr ein Kebsweib an die Seite zu stellen! Agamemnon hat die Absicht, die Chryseis bei sich im Hause zu behalten; denn er schätzt sie höher als seine Gattin Klytaimnestra (A 112). Teukros ist der Sohn Telamons von einem Nebenweibe (Θ 284), Menelaos hat einen Sohn von einer Sklavin (δ 12). Laertes hatte zwar so viel Furcht vor dem Zorn seiner Gattin Antikleia, daß die Odyssee (α 433) von seinem Verhältnis zu Eurykleia, die er sich für zwanzig Rinder erstanden und in sein Haus gebracht hat, sagen kann: εὐνῇ δ' οὔ ποτ' ἔμικτο; aber trotzdem ehrte er sie im Hause ebenso wie seine rechtmäßige Gattin. Amyntor vernachlässigt seine Gattin sogar über einem Kebsweibe, und diese hat offenbar mit ihrem

[1]) Evans weist zwar eine Reihe von Gemächern in dem Palaste von Knossos den Frauen zu, sieht sich aber ebenfalls durch die Fresken veranlaßt zuzugeben, daß von einer strengen Absonderung der Geschlechter in Knossos nicht die Rede sein könne. Vgl. B. S. A. VIII. S. 45.

[2]) Dabei wird es jedenfalls bleiben, wenn auch über die kretischen Paläste noch nicht das letzte Wort gesprochen sein sollte, nachdem Dörpfeld (A. M. 30. 1905. S. 257 ff.) entdeckt hat, daß in den Grundrissen Mauern aus älterer und jüngerer Zeit durcheinander laufen.

Versuch, ihm das Kebsweib verhaßt zu machen, gar keinen Erfolg gehabt (I 449). Wie gewöhnlich solche Verhältnisse waren, zeigt uns der Umstand, daß die Sprache sogar besondere Worte (μνηστή, κουριδίη) hat prägen müssen, um die eigentliche Gattin als solche zu kennzeichnen. Wie ganz anders in der mykenischen Welt! Der Herr von Tiryns hätte ein Kebsweib in seinem Palaste nicht unterbringen können, wenn er sie ebenso ehren wollte, wie er seine Gattin ehrte. Dafür stand ihm kein Raum zur Verfügung. Homers Gedichte aber wissen nicht nur von einer Zeit, wo die Frau mit dem Manne das Megaron teilte, sondern sie kennen auch eine räumliche Trennung des Lebens der Frau von dem des Mannes. Noack (Homerische Paläste 1903) hat nachgewiesen, daß jüngere Partien der Odyssee bereits ein Obergeschoß des Hauses als besondere Frauenwohnung kennen. Sobald aber die rechtmäßige Gattin von dem Leben des Mannes getrennt und in eine besondere Frauenwohnung verwiesen ist, läßt sich auch für ein Kebsweib gleiche Wohngelegenheit schaffen. Wir haben also in Homers Gedichten noch die deutliche Erinnerung an die strenge Monogamie der mykenischen Periode, in der die Frau eine bedeutende Stellung einnahm. Daneben aber herrscht unverkennbar eine Art von Polygamie, die die Jonier an der asiatischen Küste von den Orientalen gelernt haben werden, bis sie sie, als ihnen der Unterschied griechischen Wesens von dem der Barbaren deutlich zum Bewußtsein kam, als unwürdig des Griechentums wieder beseitigten.[1])

Was aber hat der Frau in der mykenischen Zeit ihre bedeutende Stellung verliehen und gesichert? Wir haben den Seelenglauben dieser Zeit kennen gelernt und gesehen, wie viel diesen Menschen daran liegen mußte, einen Träger des Totenkultes zu hinterlassen; war doch das Wohl und Wehe, ja, die Fortdauer der Seele an bestimmte Spenden gebunden, die an dem Orte, wo der Leichnam ruhte, dargebracht werden mußten. Wer aber sicherte den Bestand der Familie? Wer schenkte dem Träger des zukünftigen Totenkultes das Leben? Die Frau. Kein Wunder, daß sie hoch in Ehren stand, wenn von ihr so die Unsterblichkeit der Seele des Mannes abhing. Auf dieselbe Weise glaube ich mir auch die hohe Stellung erklären zu können, die heute noch bei vielen unzivilisierten Völkern mit Totenkult die Frau einnimmt, obgleich ich nirgends eine Angabe habe finden können, daß bei diesen Völkern selbst ein solcher Grund angegeben wird.

Der Totenkult hat sich in Griechenland, besonders in dem von der dorischen Wanderung verschont gebliebenen Attika, bis weit in die geschichtliche Zeit hinein erhalten. Nun scheint es gegen unsere Annahme zu sprechen, wenn in Attika später die Frau bei weitem nicht eine so bedeutende Rolle gespielt hat, wie in mykenischer Zeit. Aber die Athener haben die Erzeugung des Menschen anders zu erklären gewußt, so daß sie sich nicht genötigt sahen, der Frau besondere Ehre zu erweisen. Kein geringerer als Aischylos ist es, bei dem wir lesen (Eum. 648):

> οὐκ ἔστι μήτηρ ἡ κεκλημένου τέκνου
> τοκεύς, τροφὸς δὲ κύματος νεοσπόρου.
> τίκτει δ' ὁ θρῴσκων, ἡ δ' ἅπερ ξένῳ ξένη
> ἔσωσεν ἔρνος, οἷσι μὴ βλάψῃ θεός.
> τεκμήριον δὲ τοῦδέ σοι δείξω λόγου.
> πατὴρ μὲν ἂν γένοιτ' ἄνευ μητρός.[2])

Aischylos also meint, daß der Mann sich allein den Träger des Totenkultes schafft, während

[1]) S. mein Programm Stettin König Wilhelms-Gymn. 1903. S. 24.
[2]) Er denkt natürlich an Zeus und Athene.

die Mutter nur die Dienste einer Pflegerin tut. Diese Meinung aber scheint weiter verbreitet gewesen zu sein, denn auch Euripides teilt sie (Or. 552):

> πατὴρ μὲν ἐφύτευσέν με, σὴ δ' ἔτικτε παῖς,
> τὸ σπέρμ' ἄρουρα παραλαβοῦσ' ἄλλου πάρα.
> ἄνευ δὲ πατρὸς τέκνον οὐκ εἴη ποτ' ἄν.

Vgl. Frgm. 1048 Nauck. Bei dieser Anschauung aber brauchten die Athener der Frau keine besondere Ehre zu erweisen.

Und nun noch einmal zurück zu Homer! Cauer (Grundfragen der Homerkritik, Leipzig 1895, S. 187 ff.) hat nachgewiesen, daß bei Homer zwar, wie schon Aristoteles (Polit. II 5 (8) 1268 b 39) beobachtet hat, die Sitte herrscht, daß der Bräutigam für das Mädchen, das er heiraten will, dem Vater einen Kaufpreis (ἕδνα) zahlt, daneben aber schon ein jüngerer Brauch vorkommt, nach dem der Vater der Braut Geschenke mitgibt. Der Wandel der Anschauungen hat sich nicht glatt und friedlich vollzogen. Cauer zeigt, wie uns die Odyssee mitten in die Kämpfe hineinversetzt, die hier geführt sind. In ihr vertreten Penelope und Telemach den älteren Brauch, die Freier sind aus leicht erklärlichen Gründen rücksichtslose Vorkämpfer des neuen. In historischer Zeit war es feststehende Sitte, daß ein Mädchen, das sich verheiratete, von ihren Angehörigen mit einer Mitgift ausgestattet wurde. Können wir den älteren Brauch des Brautkaufes mit den oben vorgeführten Anschauungen der mykenischen Zeit in Einklang bringen? Es will auf den ersten Blick so scheinen, als ob die Frau recht tief stehen müßte, wenn sie Gegenstand eines Handels, wenn sie Ware ist. Ist es aber nicht wohl verständlich, daß der mykenische Grieche gern für die Frau einen hohen Preis bezahlte, um in ihr die Mutter des künftigen Trägers des Totenkultes zu erhalten? Als dann bei den Griechen an Asiens Küsten, die die Heimat hatten verlassen müssen, der Glaube an die Fortdauer der Seele schwand und der Totenkult überflüssig wurde, da sank die Frau im Werte, und der Vater gab gern die Mitgift hin, um sie an den Mann zu bringen. So stimmt auch dieser Wechsel der Sitte zu der Änderung in der Stellung der Frau, die wir geglaubt haben feststellen zu können.

Schluß.

Als Gesamtergebnis dieser Abhandlung dürfen wir die Sätze aussprechen, daß die Sittlichkeit der mykenischen Griechen mit ihrer Forderung der Sicherheit des Lebens, des Eigentums und der Freiheit und mit ihrer Hochschätzung des Weibes recht hoch stand, in mancher Beziehung höher als die der späteren Zeit, wie ja auch die Höhe der mykenischen Kultur überhaupt erst nach etwa einem Jahrtausend wieder erreicht ist, und daß die Quelle dieser Sittlichkeit der Glaube an die Fortdauer und Macht der Menschenseele nach dem Tode ist. Wenn aber in der mykenischen Welt neben schönen Blüten auch wilde Ranken wachsen, so ist der Grund dafür eben, daß der mykenische Unsterblichkeitsglaube noch nicht rein und vollkommen genug war.

Wir haben diese Untersuchung ohne jede Rücksicht auf die Ergebnisse der höheren Kritik geführt. Nachdem wir sie aber abgeschlossen haben, müssen wir die Frage aufwerfen, wie sich ihre Ergebnisse zu denen der höheren Kritik stellen.

Wir hatten uns in der Einleitung mit Cauer in der Voraussetzung zusammengefunden, daß altertümliche Züge niemals den Beweis liefern könnten, daß die Partie, in der sie sich finden, alt sei. Wo wir also mykenisches Gut feststellen zu können geglaubt haben, können wir mit der höheren

Kritik nicht in Konflikt geraten; wir haben also z. B., obgleich ξ als ein recht junges Stück gilt, ohne Bedenken in den Worten des Eumaios ξ 85 eine Erinnerung an eine Forderung mykenischer Sittlichkeit gesehen. Wir dürfen aber auch nicht hoffen, durch Feststellung mykenischer Anschauungen die Lösung irgend einer Frage der höheren Kritik gefördert zu haben.

Nun fährt Cauer (Neue Jahrb. f. d. klass. Altert. IX. 1902. S. 99) fort: „Dagegen bieten jüngere Sprachformen, relativ moderne Kulturanschauungen da, wo sie vorkommen, den untrüglichen Beweis jüngeren Ursprungs, und nur die Abgrenzung kann zweifelhaft sein.“ Wir haben angenommen, daß jüngere ionische Anschauungen an die Stelle älterer, mykenischer getreten seien, wenn die Verwandten des Ermordeten, statt Blutrache zu üben, mit einem Sühngeld zufrieden waren (I 632. Σ 497); wenn Raubzüge an der Tagesordnung waren, ohne Mißbilligung zu finden (I 328. Σ 509. X 117. α 398. γ 71. ι 252. ξ 229. ρ 424. ψ 357); wenn wir Spuren größerer Unfreiheit der niederen Bevölkerung fanden (B 190. 198. 265); wenn wir eine Durchbrechung des streng monogamischen Prinzips feststellen konnten (A 112. Θ 284. I 449. α 356. 433. δ 12. φ 350). Wenn wir die hier zusammengestellten Verse überblicken, so scheinen sie Cauers Ansicht zu bestätigen. Die meisten Stellen, die uns ionische Anschauungen zu verraten schienen, sind aus der Odyssee, dem im Vergleich zur Ilias sicher jüngeren Gedicht, genommen. Und zwar gehört nur eine Stelle einem der Bücher an, die jetzt doch wohl allgemein als der älteste Teil der Odyssee gelten; zum sog. alten Nostos gehört nur ι 252. Die meisten Stellen finden sich in der Telemachie (α 356. 398. 433. γ 71. δ 12) und den späteren Büchern (ξ 219. ρ 424. φ 350. ψ 357), den jüngsten Teilen der Odyssee. Weniger Stellen gehören der Ilias an. Aber auch von ihnen scheiden ohne weiteres aus Θ 284, eine Stelle aus der Κόλος μάχη, I 328. 449. 632, Stellen aus der Πρεσβεία, Σ 497. 509, aus der Ὁπλοποιία; denn es gibt wohl kaum einen Zweifel daran, daß diese Abschnitte zu den jüngsten Teilen der Ilias gehören. Nun bleiben die Stellen A 112. B 190. 198. 265. X 117 übrig. Auch X 117 ließe sich beseitigen. Hektor hat eben noch trotz aller Bitten seiner Eltern an dem Entschlusse festgehalten, dem Achill standzuhalten (X 37—92). Eben noch ist sein Mut durch ein Gleichnis uns veranschaulicht (X 93—97). Da brechen plötzlich (X 98—120) furchtsame Gedanken bei ihm durch, ohne daß der Dichter ihr Auftreten irgendwie motiviert hätte, während später die wirkliche Flucht Hektors durch die furchtbare Erscheinung Achills (X 131 ff.) glaubwürdig motiviert wird. Es ließe sich hier also leicht ein späterer Einschub annehmen.

Nun aber die Stellen aus Abschnitten des A und B, die doch wohl außer dem Schiffskatalog und einzelnen Teilchen sicher zum ältesten Bestande der Ilias zu rechnen sein dürften! Selbst wenn wir uns dazu entschließen wollten, mit Robert[1]) nicht nur die Verse B 53—86, die schon Lachmann und Haupt für eine spätere Einlage gehalten haben, sondern auch 87—381 für jüngere Dichtung zu halten, bliebe immer noch A 112. Hier will Agamemnon die Chryseis bei sich im Hause behalten, weil sie ihm lieber ist, als seine eheliche Gattin. Das geht aus Anschauungen hervor, die wir für ionisch haben erklären müssen. Aber steckt nicht in dem alten A auch sonst ionisches Gut? A 39 begegnet uns ein Tempel; die mykenische Zeit kennt aber keine Tempel. A 52 werden die Leichen verbrannt; das mykenische Zeitalter beerdigt sie, und das wäre auch zur Zeit der Pest sicher viel bequemer gewesen, als die vielen Scheiterhaufen aus Bäumen des Waldes aufzuschichten. Die mykenische Zeit kennt Panzer und Beinschienen höchstens in ihrer jüngsten

---

[1]) Studien zur Ilias. Berlin 1901. S. 218 f.

Periode; beide aber begegnen uns A 17. 226. 371. Und um auch die Sprache nicht zu vergessen, ionisches ἄν lesen wir 205. 232. 242. 271. 301. 519. Wollen wir nun versuchen, all dies ionische Gut durch Textänderung oder Athetese zu beseitigen, wie Robert das ja zum Teil tut, um das Alter von A zu retten, oder wollen wir auch A zu den jüngeren Partien des Epos rechnen? Ich glaube, die richtige Lösung ist eine andere. A ist sicher alt. Aber kein Stück der Ilias ist so alt, daß es nicht durch ionische Hände gegangen wäre. Was aber durch ionische Hände gegangen ist, kann auch ionisches Gepräge tragen. Ich glaube also an dem oben zitierten Satze Cauers nicht festhalten zu können, glaube vielmehr, daß wir nicht nur mykenisches Gut in jungen Partien, sondern auch ionisches in alten finden können, ohne daß sich das Ionische immer leicht ausscheiden ließe. Dann ist aber unsere Kenntnis verschiedener Kulturschichten nicht einmal in dem von Cauer gewollten Umfange für die Scheidung älterer und jüngerer Teile des Epos verwendbar. Das wäre ein negatives Resultat dieser Abhandlung, doch für die höhere Kritik nicht ohne Bedeutung, wenn es sich bei eingehenderen Studien, als ich sie zu leisten vermag, bewähren sollte.

Schulnachrichten

von Ostern 1907 bis Ostern 1908.

I. Allgemeine Lehrverfassung der Schule.

1. Übersicht über die Lehrgegenstände und ihre Stundenzahl.

Lehrgegenstand	I.	OII.	UII.	OIII.	UIII.	IV.	V.	VI.	Zusammen
Christliche Religionslehre	2	2	2	2	2	2	2	3	17
Deutsch und Geschichts-Erzählungen	3	3	3	2	2	3	2 + 1 = 3	3 + 1 = 4	23
Lateinisch	7	7	7	8	8	8	8	8	61
Griechisch	6	6	6	6	6		—	—	30
Französisch	3	3	3	2	2	4	—	—	17
Hebräisch (wahlfrei)	2	2	—	—	—	—	—	—	4
Englisch (wahlfrei)	2	2	—	—	—	—	—	—	4
Geschichte	3 (Geschichte und Erdkunde zusammen)	3 (Geschichte und Erdkunde zusammen)	2	2	2	2			14
Erdkunde			1	1	1	2	2	2	9
Rechnen und Mathematik	4	4	4	3	3	4	4	4	30
Naturwissenschaften	2	2	2	2	2	2	2	2	16
Schreiben	—	—	—	2 (OIII–IV zusammen)			2	2	6
Zeichnen	freiwillig 2 (I–UII zusammen)			2	2	2	2	-	10
Gesang	1 Chorsingen (I–VI zusammen); 1 Chorsingen (Unterstimmen) (I–UII zusammen)			1 Chorsingen (Oberstimmen) (OIII–IV zusammen)			2 (V–VI zusammen)		5
Turnen	3 (I–OII zusammen)		3 (UII–OIII zusammen)		3 (UIII–IV zusammen)		3 (V–VI zusammen)		12
Zusammen	33 (6)	33 (6)	33 (4)	33 (2)	33 (4)	32 (4)	30 (2)	30 (2)	258

---

2. Übersicht der Verteilung der Stunden unter die Lehrer.

	Lehrer	Kl.	I.	O II.	U II.	O III.	U III.	IV.	V.	VI.	Stundenzahl.
1	Prof. Dr. Holsten, Direktor.	I.	7 Latein		6 Griech.						13
2	Marseille, Professor.	O II.	3 Deutsch 6 Griech.	7 Latein 3 Gesch.							19
3	Retzlaff, Professor.	IV.		2 Physik		3 Math. 2 Physik	3 Math. 2 Naturb.	4 Math. 2 Naturb.			18
4	Jahn, Professor.	U III.	3 Gesch.	3 Deutsch			8 Latein 6 Griech.				20
5	Piper, Professor.	O III.	2 Relig.	2 Relig.		8 Latein 6 Griech. 2 Franz.	2 Franz.				22
6	Rudolph, Professor.		3 Franz. 2 Engl.	3 Franz 2 Engl.	3 Franz. 1 Erdk.	1 Erdk.	1 Erdk.	4 Franz. 2 Erdk.			22
7	Schirmeister, Oberlehrer.			6 Griech.	3 Deutsch			3 Deutsch 8 Latein 2 Gesch.			22
8	Schultz, Oberlehrer.				2 Gesch.	2 Relig. 2 Deutsch 2 Gesch.	2 Relig. 2 Deutsch 2 Gesch.	2 Relig.		8 Latein	24
9	Rosenhagen, Oberlehrer.	U II.	4 Math. 2 Physik	4 Math.	4 Math. 2 Physik				4 Rechnen 2 Naturk. 2 Erdk.		24
10	Dr. Kluge, Oberlehrer.	V.	2 Hebr.	2 Hebr.	2 Relig. 7 Latein 3 Turnen (U II–O III)				8 Latein		24
11	Schwanty, Lehrer am Gymnasium.	VI.				2 Schreiben (O III–IV)			2 Relig. 3 Deutsch 2 Schreib. 3 Turnen (V–VI)	3 Relig. 4 Deutsch 2 Erdk. 2 Naturb. 2 Schreib.	25
12	Fortte, Lehrer am Gymnasium.		2 Zeichnen (I–U II) 3 Turnen (I–O II) 3 Singen (I–V)			2 Zeichn.	2 Zeichn. 3 Turnen (U III–IV)	2 Zeichn.	2 Zeichn. 2 Singen (V–VI)	4 Rechnen	25

3. Übersicht über die durchgenommenen Lehrabschnitte.

Da die im vorigen Schuljahre durchgenommenen Lehrabschnitte wesentliche Veränderungen nicht erfahren haben, genügt es diesmal, nur die in den oberen Klassen gelesenen Schriftwerke, sowie die Themata der deutschen Arbeiten zur Kenntnis zu bringen.

Sprachliche Lektüre.

1. Deutsch.

Prima: Lessings Laokoon und Nathan. Klopstocks Oden mit Ausw. u. Proben aus d. Messias. Schillers Wallenstein. Shakespeares Julius Cäsar.

Obersekunda: Ausgew. Abschnitte aus dem Nibelungenlied u. Gudrun sowie eine Anzahl von Liedern Walthers v. d. Vogelweide. Göthes Götz von Berlichingen und Hermann und Dorothea. Kleists Prinz von Homburg.

Untersekunda: Schillers Wilhelm Tell. Jungfrau von Orleans. Glocke, Eleusisches Fest, Siegesfest. Dichtung der Freiheitskriege.

2. Latein.

Prima: Cicero Auswahl aus den philosophischen Schriften nach Weißenfels. Tacitus Germania, Annal. B. 3 und 4 mit Auswahl. Horaz Oden B. III, IV. Epod. 2. Satir. I, 6. Epist. 1, 1. 2. 3. 4. 5. 6. 9.

Obersekunda: Cic. pro Archia. Livius B. XXI. Sallust Jugurtha. Vergil Aeneis Auswahl aus IV und VI.

Untersekunda. Cicero de imp. Livius erste Dekade mit Auswahl. Ovid. Metam. u. Vergil Aeneis I u. II mit Auswahl.

3. Griechisch.

Prima: Demosthenes 1 Phil. 1 u. 2 Olynth. Plato Apologie und Criton. Sophocles Aiax. Homer Ilias XXII u. XXIV, nach einem Plan durch häusliches Lesen ergänzt.

Obersekunda: Xenophon Memor. I. II mit Auswahl. Herodot V—IX mit Auswahl, zum Teil unvorbereitet. Homer Odyssee nach einem Plan.

Untersekunda: Xenophon Anab. IV und Durchblick durch V—VII. Hellen. I. II in Auswahl. Homer Odyssee nach einem Plan.

4. Französisch.

Prima: Mignet, Révolution française. Molière, L'Avare. — Gedichte.

Obersekunda: Wershoven, Lectures Historiques. — Sandeau, Mlle de la Seiglière. — Gedichte.

Untersekunda: Bruno, le Tour de France. — Gedichte.

5. Englisch.

Prima: Leitritz, London and its environs. — Kirkmann, the Growth of Greater Britain.

Obersekunda: Scott, Tales of a Grandfather.

Aufgaben für die deutschen Aufsätze.

Prima.

1. Gliederung und Gedankengang des Prologs zu Schillers „Wallensteins Lager." 2. Welche Umstände lassen Oktavios Kampf gegen Wallenstein als schwierig, aber auch nicht von vornherein als aussichtslos erscheinen? (Klassenaufsatz). 3. Wodurch hat der Frankenkönig Karl sich den Beinamen des Großen erworben? 4. Mit welchem Rechte kann Schiller sagen: „Euch, ihr Götter, gehöret der Kaufmann, Güter zu suchen Geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an"? 5. Wodurch wird Achills Verhalten gegen Priamus' Haus begreiflich, und wodurch wieder gesühnt? 6. Gliederung und Gedankengang von Klopstocks Ode „Mein Vaterland". (Klassenaufsatz). 7. Welche Bedeutung hat die allgemeine Wehrpflicht für unser Volk? 8. Prüfungsarbeit, für U I: Aus welchen Beweggründen kommt in Shakespeares Julius Cäsar die Verschwörung gegen den Imperator zustande und wie ist sie vorbereitet?

Obersekunda.

1. Welche Gegensätze im öffentlichen Leben des sinkenden Mittelalters und der heraufziehenden neuen Zeit zeigen die beiden ersten Aufzüge von Goethes „Götz von Berlichingen"? 2. Inwiefern zeigt sich Götz von Berlichingen kurzsichtig und unklug? (Klassenaufsatz). 3. Hat Herodot recht, wenn er den Athenern besonders das Verdienst zuschreibt, die Perser besiegt zu haben? 4. Warum verweilen wir bei der Gestalt Volkers mit besonderem Wohlgefallen? (Klassenaufsatz). 5. Welche Bedeutung hat das Meer im Haushalte der Natur und für den Menschen? 6. Ist Not vorüber, sind die Nöte süß. 7. Welche Übereinstimmung weisen die Handlungen in Kleists „Prinz Friedrich von Homburg" und Schillers „Der Kampf mit dem Drachen" auf? 8. (Klassenaufsatz) steht noch aus.

Untersekunda.

1. Das mittelländische Meer in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung. 2. Von welcher Seite lernen wir in dem ersten Auftritte von Schillers „Wilhelm Tell" den Haupthelden des Dramas kennen? 3. Bericht eines Teilnehmers über die Rütli-Versammlung nach Schillers „Wilhelm Tell." 4. Tell und Stauffacher, die Befreier der Waldstätten. Ein Vergleich. 5. Die Betrachtungen des Meisters bei dem Glockengusse nach Schillers „Lied von der Glocke". (Klassenaufsatz). 6. Erläuterung des Mottos zu Schillers „Lied von der Glocke:" Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango. 7. Die Jungfrau von Orleans in ihrer Heimat. 8. Wenn die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten. Dargestellt an der Handlung von Schillers „Jungfrau von Orleans". 9. Inhaltsangabe der beiden ersten Aufzüge von Schillers „Jungfrau von Orleans". 10. Probeaufsatz. (Thema noch nicht bestimmt).

Aufgaben für die Reifeprüfung Ostern 1908.

1. **Deutscher Aufsatz.** Wodurch hat Alexander von Mazedonien den Beinamen des Großen verdient?

2. **Mathematische Aufgaben.** 1) In einer 11 gliedrigen arithmetischen Reihe ist die Differenz zwischen dem Quadrat des letzten und dem Quadrat des 7. Gliedes gleich 696. Die Summe des 5. und 8. Gliedes ist 43. Wie groß sind das Anfangsglied, die Differenz und die Summe der Reihe? 2) In dem über der X-Achse gelegenen Schnittpunkt der Kurven $x^2 - 6x + y^2 = 20$ und $y^2 = 5x$ sind die Tangenten gezeichnet. Wie groß sind die Seiten und Winkel des von den Tangenten und der X-Achse gebildeten Dreiecks? 3) Ein Dreieck zu berechnen aus $r = 38{,}125$ mm; $h_a = 44{,}8$ mm; $\alpha = 79^\circ\ 36{,}67'$. 4) In einem abgestumpften geraden Kegel, dessen Seite eine Neigung von 60° hat, verhält sich der Mantel zur Grundfläche wie 51 zu 50. Die Differenz der Radien des Grundkreises und des Deckkreises ist $r - \quad = 3$. Wie groß ist der Inhalt des Stumpfes?

Mitteilungen über den technischen und wahlfreien Unterricht.

a. Turnen.

Die Anstalt besuchten im S. 190, im W. 187 Schüler. Von diesen waren befreit:

	Vom Turnunterrichte überhaupt	Von einzelnen Übungsarten
Auf Grund ärztlichen Zeugnisses:	im S. 13, im W. 16,	im S. 1, im W. 1,
Aus anderen Gründen:	im S. —, im W. 2,	im S. —, im W. —,
Zusammen	im S. 13, im W. 18,	im S. 1, im W. 1,
also von der Gesamtzahl der Schüler:	im S. 6,8%, im W. 9,6%,	im S. 0,5%, im W. 0,5%.

Es bestanden bei acht getrennt zu unterrichtenden Klassen vier Turnabteilungen; jede Abt. hatte wöchentlich 3 Turnstunden. Für den Unterricht waren wöchentlich insgesamt 12 Stunden angesetzt. Ihn erteilten in Abt. 1 (Klasse I und O II) und in Abt. 3 (Kl. U III und IV) Lehrer am Gymnasium Fortte, in Abt. 2 (Kl. U II und O III) Oberlehrer Dr. Kluge, in Abt. 4 (Kl. V und VI) Lehrer am Gymnasium Schwantz.

Die Turnstunden wurden im S. auf dem dicht am Gymnasium liegenden und zu dessen ausschließlicher Benutzung stehenden Turnplatze, im W. in der Turnhalle erteilt. Eine Reihe von Primanern pflegte das Turnen in besonderen Übungen.

Zu Spielen wurde regelmäßig ein Teil der Turnstunden verwendet. Auch außerhalb der Turnstunden wurde im Sommer, namentlich vor Beginn des Badens, eifrig von Schülern aller Klassen auf dem Turnplatze gespielt. Zur Pflege des Lawn-Tennis hatten sich im S. zwei Spielgesellschaften gebildet. Freischwimmer sind 42,2 % aller Schüler, von diesen haben das Schwimmen erst im letzten Sommer erlernt 4 Schüler. Durch einen Vertrag mit dem Besitzer der Badeanstalt an der Mittelmuhle ist den Schülern billige Gelegenheit zum Baden und Schwimmen geboten.

b. Wahlfreies Zeichnen.

Es beteiligten sich am Unterricht: aus I —, O II —, U II 4, zusammen 4 Schüler.

c. Schreiben.

III und IV 2 St. 13 aus III und 2 aus IV = 15 Schüler.

d. Hebräischer Unterricht.

Am Hebräischen Unterricht der I beteiligten sich 2 Schüler.
„ „ „ „ O II „ „ 6 „

e. Englischer Unterricht.

An dem englischen Unterrichte der I nahmen teil im Sommer 8, im Winter 9 Schüler.
„ „ „ „ „ O II „ „ „ „ 10, „ „ 10 „

Verzeichnis der eingeführten Schulbücher.

<table>
<tr><th></th><th>I.</th><th>O II.</th><th>U II.</th><th>O III.</th><th>U III.</th><th>IV.</th><th>V.</th><th>VI.</th></tr>
<tr><td>Religion</td><td colspan="2">Holzweißig, Repetitionsbuch
Nov. Testam. gr.</td><td colspan="3">Jaspis, Katechismus C.
30 Kirchenlieder, Ausg. P.</td><td colspan="3">Zahn-Giebe, Bibl. Geschichten</td></tr>
<tr><td>Deutsch</td><td>Klee, Grundz. d. deutsch. Litteraturg.</td><td></td><td colspan="6">Hopf und Paulsiek, Lesebuch f. d. Kl. bearb. von Chr. Muff
von Sanden, deutsche Sprachlehre</td></tr>
<tr><td rowspan="2">Latein</td><td colspan="8">Ostermann-Müller, Übungsbuch f. d. Kl.</td></tr>
<tr><td colspan="6">H. J. Müller, Grammatik A.</td><td></td><td></td></tr>
<tr><td rowspan="2">Griechisch</td><td colspan="3" rowspan="2">Franke-Bamberg, Formlehre
Seyffert-Bamberg, Syntax</td><td colspan="2">Wesener, Elementarb.</td><td rowspan="2"></td><td rowspan="2"></td><td rowspan="2"></td></tr>
<tr><td>II.</td><td>I.</td></tr>
<tr><td>Französisch</td><td colspan="4">Plötz-Kares,
Sprachlehre und Übungsbuch B.
Kron, Stoffe zu frz. Sprechübungen.</td><td colspan="2">Plötz-Kares,
Elementarbuch E.</td><td></td><td></td></tr>
<tr><td>Geschichte</td><td colspan="2">Neubauers Lehrbuch
IV. V. | III.
Gehring, Geschichtstabellen
Putzger, Geschichtsatlas</td><td colspan="3">David Müller, Leitfaden</td><td>Jäger, Hilfsbuch</td><td></td><td></td></tr>
<tr><td>Erdkunde</td><td colspan="5">Schlemmer, Leitfaden
II.
Debes-Kirchhoff-Kropatschek, Schul-Atlas</td><td colspan="3">Schlemmer
I.
Debes, kl. Schulatlas</td></tr>
<tr><td rowspan="2">Mathematik und Rechnen</td><td colspan="5" rowspan="2">Lieber und v. Lühmann, Leitfaden
Bardey, Aufgaben
August, Logarithmentafel</td><td colspan="3">Müller-Pietzker, Rechenb.</td></tr>
<tr><td>III.</td><td>II.</td><td>I.</td></tr>
<tr><td>Naturkunde</td><td colspan="4">Koppe, Schulphysik</td><td colspan="4">Bänitz, Leitfaden der Botanik und Zoologie</td></tr>
<tr><td>Gesang</td><td colspan="7">Sering, Chorbuch
Göcker, des Knaben Liederschatz</td><td></td></tr>
<tr><td>Englisch</td><td colspan="2">Tendering, Lesebuch
Ausgabe B.</td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td></tr>
<tr><td>Hebräisch</td><td colspan="2">Hollenberg, Schulb.</td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td></tr>
</table>

Von den in der Klasse gelesenen Schriftstellern werden nur Ausgaben gebraucht, die den bloßen Text geben oder erklärende Anmerkungen in gesonderten Heften bringen.

II. Amtliche Verfügungen von allgemeinerem Interesse.

1. Der Oberlehrer Piper hat durch Ministerial-Erlaß vom 5. Juli 1907 den Charakter als Professor und durch Allerhöchsten Erlaß vom 15. Juli 1907 den Rang der Räte IV. Klasse erhalten.

2. Durch Ministerial-Erlaß vom 9. Juli 1907 ist eine neue „Anweisung zur Verhütung der Verbreitung übertragbarer Krankheiten durch die Schulen" gegeben. In Verfolg dieses Ministerial-Erlasses hat der § 5 der allgemeinen Schulordnung folgende neue Fassung bekommen, die durch

Ministerial-Erlaß vom 2. Dezember 1907 genehmigt ist: Um die Verbreitung übertragbarer Krankheiten, und zwar a) Aussatz, Cholera, Diphtherie, Fleckfieber, Gelbfieber, Genickstarre, Pest, Pocken, Rückfallfieber, Ruhr, Scharlach, Typhus, b) Erbgrind, Keuchhusten (Stickhusten), Körnerkrankheit, Krätze, Lungen- und Kehlkopftuberkulose, Masern, Milzbrand, Ziegenpeter (Mumps), Röteln, Rotz, Tolwut, Windpocken —, durch die Schule zu verhüten, sind vom Schulbesuch ausgeschlossen: 1) Schüler, die selbst an einer der genannten Krankheiten leiden oder unter Erscheinungen erkrankt sind, die nur den Verdacht von Aussatz, Cholera, Fleckfieber, Gelbfieber, Pest, Pocken, Rotz, Rückfallfieber oder Typhus erwecken, 2) gesunde Schüler aus Behausungen, in denen Erkrankungen an einer der in a) genannten Krankheiten vorgekommen sind, soweit und so lange eine Weiterverbreitung der Krankheit aus diesen Behausungen durch sie zu befürchten ist. In beiden Fällen ist der Ausbruch oder der Verdacht der übertragbaren Krankheit, für deren Benennung der Arzt maßgebend ist, dem Direktor sofort anzuzeigen. Die vom Unterricht fern gehaltenen Schüler haben den Verkehr mit anderen Schülern, insbesondere auf öffentlichen Straßen und Plätzen, möglichst einzuschränken. Die Wiederzulassung zur Schule erfolgt: 1) bei erkrankt gewesenen Schülern, wenn entweder eine Weiterverbreitung der Krankheit durch sie nach ärztlicher Bescheinigung nicht mehr zu befürchten oder die für den Verlauf der Krankheit erfahrungsmäßig als Regel geltende Zeit abgelaufen ist (bei Pocken und Scharlach 6, bei Masern und Röteln 4 Wochen). Vor der Wiederzulassung ist der Nachweis zu erbringen, daß die Genesenen gebadet und ihre Wäsche, Kleidung und persönlichen Gebrauchsgegenstände vorschriftsmäßig gereinigt bezw. desinfiziert worden sind; 2) bei gesunden Schülern, wenn die im Hause Erkrankten genesen, in ein Krankenhaus übergeführt oder gestorben und ihre Wohnräume, Wäsche, Kleidung und persönlichen Gebrauchsgegenstände vorschriftsmäßig desinfiziert worden sind.

3. Ein Ministerial-Erlaß vom 9. September 1907 macht die Pflege einer guten und leserlichen Handschrift den höheren Schulen von neuem zur Pflicht.

4. Verf. d. Kgl. Prov.-Schulkoll. vom 28. September 1907: Die Versetzung in die O I nach 1½ jährigem Besuche der U I ist an Anstalten mit ungeteilter Prima für Ausnahmefälle auch fernerhin zulässig.

5. Ferienordnung für 1908: 1) Osterferien von Mittwoch, 8. April bis Donnerstag, 23. April früh. 2) Pfingstferien von Freitag, 5. Juni nachmittags bis Donnerstag, 11. Juni früh. 3) Sommerferien von Mittwoch, 1. Juli bis Dienstag, 4. August früh. 4) Herbstferien von Mittwoch, 30. September bis Donnerstag, 15. Oktober früh. 5) Weihnachtsferien von Dienstag, 22. Dezember bis Mittwoch, 6. Januar 1909 früh.

6. Ministerial-Erlaß vom 25. November 1907: Bei der Bedeutung, welche die englische Sprache in literarischer, kommerzieller und politischer Hinsicht hat, ist es wünschenswert, daß mit ihr auch die Schüler der Gymnasien bei dem Abschlusse der Schulbildung wenigstens soweit vertraut sind, als für verständnisvolles Lesen englischer Bücher und zu selbständiger Weiterbildung im Gebrauch der Fremdsprache erforderlich ist.

7. Verf. d. Kgl. Prov.-Schulkoll. vom 6. Dezember 1907: Die Einführung von Gesenius-Regel, kurzgefaßte englische Sprachlehre zu Ostern 1908 von O II an jährlich aufsteigend, wird genehmigt.

8. Verf. d. Kgl. Prov.-Schulkoll. vom 18. Dezember 1907: Die Einführung von Becker und Kriegeskotten Schulchorbuch, Teil I u. II Ausgabe B für VI u. V von Ostern 1908 ab wird genehmigt.

9. Der Oberlehrer Rudolph hat durch Ministerial-Erlaß vom 21. Dezember 1907 den Charakter als Professor und durch Allerhöchsten Erlaß vom 6. Januar 1908 den Rang der Räte IV. Klasse erhalten.

10. Verf. d. Kgl. Prov.-Schulkoll. vom 17. Februar 1908: Die von Schülern der beiden oberen Klassen ausgeführten zeichnerischen Arbeiten, die von dem zuständigen Zeichenlehrer als selbständige und gute Leistungen anerkannt werden können, können mit der amtlichen Bescheinigung versehen werden, daß sie von dem betr. Schüler selbständig entworfen und eigenhändig ausgeführt sind. Durch Vorlage derartig bescheinigter Zeichnungen können sich Schüler, die sich den an Technischen Hochschulen bestehenden Studienrichtungen zuwenden wollen, über ihre zeichnerische Ausbildung ausweisen und sich unter Umständen erhebliche Zeitersparnisse sichern.

III. Zur Geschichte der Anstalt.

Das Schuljahr begann am 9. April mit gemeinsamer Andacht. Mit Genehmigung des Kgl. Provinzial-Schulkollegiums fing in diesem Jahre die Schule den ganzen Sommer hindurch um 8 Uhr an.

Der regelmäßige Gang des Unterrichts wurde zweimal gestört. Herr Prof. Marseille fehlte wegen Krankheit vom 17. Juni bis zum Beginn der Sommerferien. Eine erhebliche Störung brachte uns der Anfang des Jahres 1908. Herr Oberl. Schirmeister war vom 20.—25. Januar und 17.—18. Februar, Herr Fortte vom 17. Januar bis 3. Februar, Herr Prof. Rudolph vom 28. Januar bis 3. Februar, Herr Prof. Piper vom 31. Januar bis 10. Februar wegen Krankheit zu vertreten, sodaß eine Zeitlang 2 Lehrer, einige Tage sogar 3 Lehrer gleichzeitig fehlten. Herr Prof. Marseille war dann noch vom 11.—19. März krank. Kürzere Vertretungen wurden nötig durch die Teilnahme des Direktors an den Verhandlungen der 15. Direktoren-Versammlung in der Provinz Pommern in Stettin am 14.—16. Mai und durch Reisen der Herren Professor Retzlaff und Oberl. Rosenhagen in Familien-Angelegenheiten (30. 5 bezw. 13. 4), durch Teilnahme der Herren Prof. Piper an der Jubelfeier des Joachimstalschen Gymnasiums (24. bis 26. 8) und Oberl. Schirmeister an der des Stolper Gymnasiums (20. 4.) und Oberlehrer Dr. Kluge am XVI. Allgemeinen deutschen Turnlehrertag in Stettin (16, 17. 5). Vom 2. April bis zum Schluß des Schuljahres nahm Herr Prof. Rudolph an einem französischen Kursus in Berlin teil. Wegen großer Hitze mußte der Unterricht am 7. und 13. 5 von 12 Uhr ab, am 14. 5 von 11 Uhr ab, am 6. 8 nachmittags ausfallen.

Am Reformationsfeste feierten Lehrer und Schüler das Heilige Abendmahl. Eine Weihnachtsfeier wurde am 20. 12 durch eine liturgische Andacht, bei der unter Leitung des Herrn Fortte der Gymnasialchor eine Reihe von Weihnachtsliedern sang, unter dem brennenden Tannenbaum im Kreise von Eltern der Schüler und Freunden der Anstalt begangen. Die Feier des Ottofestes konnte wegen der ungünstigen Witterung am 15. Juni nicht stattfinden, sondern mußte auf den 19. verschoben werden. Nachdem die Klassen mit ihren Ordinarien am Vormittage größere Spaziergänge zum Petznick- und Buchsee und in die Wildenbrucher Forst gemacht hatten, nicht ohne durch einen tüchtigen Guß durchnäßt zu sein, fanden sich alle Schüler und mit ihnen zahlreiche Angehörige und Freunde gegen 2 Uhr auf dem alten Spielplatze im Stadtwalde ein, wo um 3 Uhr

bei schönstem Wetter eine Feier stattfand, die der Direktor nach Gesängen und Deklamationen in einer kurzen Ansprache, in der er auf die Erinnerungen des 15. Juni hinwies, in einem Kaiserhoch ausklingen ließ. Dann vergnügten sich die größeren Schüler bei einem Tanz auf dem ebenen Waldboden, die kleineren beim Abwerfen von Tauben, und um 7 Uhr kehrten alle froh zurück. Außer dem großen Ausfluge machten noch die meisten Klassen an schönen Nachmittagen mit ihren Lehrern einen oder zwei kleinere Ausflüge in die nähere Umgegend. Die Sedanfeier wurde mit einem Schauturnen begangen, das durch Chorgesang eingeleitet wurde und durch eine Ansprache des Direktors seinen Abschluß fand; dabei erfreuten uns die Schüler, die sich zu besonderer Pflege des Turnens im Sommer zusammen getan hatten, durch außergewöhnliche Leistungen. Bei der Kaisersgeburtstagsfeier hielt nach Schriftverlesung und Gebet des Herrn Dr. Kluge Herr Professor Marseille die Festrede, in der er nachwies, wie Klopstock den Vaterlandsbegriff neu entdeckt habe; ihrem Inhalt entsprechend, bildete der Vaterlandsgedanke den Grundton der einleitenden Gesänge des Chores und Deklamationen der Schüler und des in das Kaiserhoch ausklingenden Schlußwortes des Direktors, der zwei Prämien verteilen konnte, eine Gabe Sr. Majestät des Kaisers (Bohrdt, Deutsche Schiffahrt in Wort und Bild), die der Unter-Tertianer Pfefferkorn erhielt, und eine Gabe des Herrn Ministers (Scheel, Deutsche Kolonien), die dem Primaner Jahnow als tüchtigem Turner zuteil wurde. Der ersten beiden Hohenzollernkaiser wurde in hergebrachter Weise an den Gedächtnistagen bei den Morgenandachten gedacht. Der Musik-Verein veranstaltete unter Leitung des Oberlehrers Herrn Dr. Kluge am 14. 12. 07 eine musikalische Aufführung, nach der die größeren Schüler sich noch eine Weile beim Tanz erfreuen durften.

In der Zeit vom 5. Juni bis zu den Sommerferien hielt Herr Dr. Paul Hartwig mit 12 Primanern einen Samariter-Kursus ab, der auf Wunsch des Leitenden mit einer Prüfung in Gegenwart der Lehrer schloß. Im ersten Winter-Vierteljahre unterwies Herr Konrektor Köppen 19 Schüler der I und II in der Stenographie (System Stolze-Schrey). Beiden Herren sei auch an dieser Stelle für ihre Mühewaltung im Namen der Schule gedankt.

Am 18. Juni hielt Mr. Georges Louvrier aus Breslau vor den Schülern der oberen Klassen eine Rezitation französischer Gedichte und leichterer Prosa. Der Redner sprach so deutlich und übersichtlich, daß auch ungeübte Hörer dem Vortrage folgen und so ihre sprachlichen Kenntnisse bereichern konnten; sein empfindungsvoller und warmer Vortrag brachte die Feinheiten der französischen Dichtung voll zur Geltung.

In der Zeit vom 29.—31. Oktober unterzog der Provinzialschulrat Herr Dr. Friedel die ganze Anstalt einer eingehenden Revision. Für die Fülle der Anregungen, die der Anstalt zu großem Segen gereichen werden, sei dem Herrn Provinzialschulrat auch an dieser Stelle aufrichtiger Dank gesagt!

Am 2. März verstarb hierselbst im 90. Lebensjahre der Kgl. Kreistierarzt a. D., Stadtälteste und Ratsherr Friedrich Rathke. Mit der Stadt und dem Kreis Pyritz trauert auch das Gymnasium um den Tod dieses Mannes, des letzten Mitgliedes des ersten Kuratoriums der Anstalt, der sich um die Gründung der Anstalt und ihre weitere Entwickelung besondere Verdienste erworben hat.

Die Reifeprüfung fand am 30. März unter dem Vorsitz des Herrn Provinzialschulrats Dr. Friedel statt. Der Direktor entließ die Abiturienten am 1. April, indem er an das Dichterwort οὔτοι ποθ᾽ ἅψῃ τῶν ἄκρων ἄνευ πόνου anknüpfte.

IV. Statistische Mitteilungen.

A. Frequenztabelle für das Schuljahr 1907/1908.

	I.	IIa.	IIb.	IIIa.	IIIb.	IV.	V.	VI.	Summa
1. Bestand am 1. Februar 1907	23	17	26	27	22	25	25	23	188
2. Abgang bis zum Schluß des Schuljahres 1907	9	4	4	2	2	2	—	—	23
3a. Zugang durch Versetzung	11	17	16	16	22	21	20	—	123
3b. Zugang durch Aufnahme zu Ostern	—	—	1	—	2	—	2	17	22
4. Frequenz am Anfang 1907/08	25	19	22	25	28	22	26	20	**187**
5. Zugang im Sommer	—	1	—	—	—	—	1	2	4
6. Abgang im Sommer	1	1	3	—	—	1	—	1	7
7a. Zugang durch Versetzung zu Michaelis	—	—	—	—	—	—	—	—	—
7b. Zugang durch Aufnahme zu Michaelis	—	2	1	—	—	—	—	1	4
8. Frequenz am Anfang des Winters	24	21	20	25	28	21	27	22	188
9. Zugang im Winter	—	—	—	—	—	—	—	—	—
10. Abgang im Winter	—	—	—	1	—	—	—	—	1
11. Frequenz am 1. Februar 1908	24	21	20	24	28	21	27	22	**187**
12. Durchschnittsalter am 1. Februar 1908	19,4	17,8	15,9	14,9	13,9	12,5	12,3	10,4	

B. Religions- und Heimatsverhältnisse der Schüler.

	Gymnasium						
	Evang.	Kath.	Diss.	Juden	Einh.	Ausw.	Ausl.
Am Anfang des Sommerhalbjahres	182	1	—	4	97	90	—
Am Anfang des Winterhalbjahres	183	1	—	4	97	91	—
Am 1. Februar 1908	182	1	—	4	97	90	—

Das Zeugnis für den einjährigen Militärdienst

haben Ostern 1907 erhalten 20 Schüler, davon ist keiner zu einem praktischen Beruf abgegangen.
„ Michaelis 1907 „ 2 Schüler.

C. Übersicht der mit dem Zeugnis der Reife entlassenen Schüler.

Nr.	Name	Geburtstag	Geburtsort	Konfession	Stand des Vaters	Wohnort des Vaters	Jahre auf dem Gymnasium	Jahre in Prima	Gewählte Berufsart, Studium.
				Michaelis 1907:					
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
				Ostern 1908:					
1.	Friedrich Engelmann	30. Apr. 1885	Lüne Kr. Lüneberg	evang.	Oberstleutnant a. D.	Friedenau	$3^1/_4$	3	Offizier
2.	Werner Backe	9. Juni 1887	Pyritz	„	Buchdruckereibesitzer	Pyritz	12	3	Steuerfach
3.	Ernst Haack	13. Sept. 1885	Stettin	„	Rentier †	Stettin	4	3	Ingenieur
4.	Paul Gerhard Sternberg	11. Sept. 1889	Pitzerwitz Kr. Soldin	„	Pastor	Pitzerwitz	6	2	Philologie
5.	Walther Friedrich	14. Febr. 1889	Pollnow Kr. Schlawe	„	Steueramts-Assistent †	Garz a. O.	$7^1/_2$	2	Steuerfach
6.	Karl Nörenberg	26. Sept. 1887	Stargard Kr. Saatzig	„	Kreisausschußsekretär	Pyritz	10	3	Jura
7.	Ernst Aulig	10. Juni 1890	Pyritz	„	Rittergutsbes. (Justizrat)	Pitzerwitz Kr. Soldin	9	2	Landwirt
8.	Otto Hell	2. März 1886	Grüneberg Kr. Königsberg Nm.	„	Pastor	Golzow (Oderbruch)	2	2	Studium der Musik

V. Sammlungen und Lehrmittel.

1. Die **Programmensammlung** (unter Verwaltung des Prof. Jahn) wurde durch regelmäßige Mitteilungen der wichtigeren Abhandlungen in Verbindung mit einem Lesezirkel zur Kenntnis der Kollegen gebracht.

2. Die **Lehrerbibliothek** (ebenfalls unter Leitung des Prof. Jahn) wurde durch folgende Werke vermehrt: a) Geschenkt wurden: Weiß, Das neue Testament, 2 Bde. Kluge, Die aristotelische Kritik der platonischen Ideenlehre. Kluge, Die Idee des Priestertums in Israel-Juda und im Urchristentum. Scheffer-Ziegler, Deutscher Universitätskalender. Klaje, Waldenfels und seine Grenadiere. Jahrbuch für Volks- und Jugendspiele 1907. Publikationen aus den Kgl. preußischen Staatsarchiven Bd. 80. Verhandlungen der Direktoren-Versammlungen Pommern 1907. Carlyle, Friedrich der Große. Baltische Studien 1907. Internationale Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik I, 1. b) Angeschafft wurden: Grimm, Deusches Wörterbuch, 5 Hefte. Thesaurus linguae Latinae, 2 Hefte. Lermann, Altgriechische Plastik. Beyer, Berufsausbildung nach den Berechtigungen der höheren Lehranstalten. Montelius, Kulturgeschichte Schwedens.

Kasten, Pommersche Dichtung der Gegenwart. Roscher, Lexikon der griechischen und römischen Mythologie, Heft 55 und 56. Riecke, Lehrbuch der Physik, 2 Bde. Mommsen, Juristische Schriften 3. Lamprecht, Deutsche Geschichte III, 2 u. 3. Nauticus, Jahrbuch für Deutschlands See-Interessen 1907. Schneider, Kultur und Denken der alten Ägypter. Volbehr, Bau und Leben der bildenden Kunst. Hintze, Forschungen zur brandenb.-preußischen Geschichte XX, 1. Allgemeine Deutsche Biographie Bd. 53. Heinemann, Pommersches Urkundenbuch VI, 2. Maraghiannis, Antiquités Crétoises I. Sievers, Länderkunde 2 Bde. Deecke, Geologie von Pommern. Konwentz, Beiträge zur Naturdenkmalpflege Heft I. Kräplin, Leitfaden für den biologischen Unterricht. Rethwisch, Jahresbericht über das höhere Schulwesen 1906. Weber-Wellstein, Encyklopädie der Elementar-Mathematik III. Klein-Schimmack, der mathematische Unterricht an den höheren Schulen I. Seidel, Hohenzollernjahrbuch Jahrg. 11. Ed. Meyer, Geschichte des Altertums I, 1. Schleiermacher, Platos Staat. Neubauer, Preußens Fall und Erhebung 1806—15. Brunk, Pommersche Volksrätsel. 6 Blatt der geol. Spezialkarte von Preußen nebst 7 Heften Erläuterungen. c) Zeitschriften: Zentralblatt für die gesamte Unterrichtsverwaltung in Preußen. Zeitschrift für das Gymnasialwesen. Monatsschrift für höhere Schulen. Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Lehrproben und Lehrgänge. Geographische Zeitschrift. Deutsche Litteraturzeitung. Deutsche Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart. Mitteilungen aus der historischen Litteratur.

3. Die **Schülerbibliothek** (auf die einzelnen Klassen verteilt, je unter Leitung des betreffenden Klassenlehrers, insgesamt unter der Verwaltung des Prof. Retzlaff) wurde durch folgende Bücher bereichert: a) Geschenkt wurden: W. Raabe, Horacker. Plüddemann, Deutscher Flottenkalender. Hamburg-Amerika-Linie 1897 bis 1907. Broesike, Die Anatomie, Physiologie und Hygiene des menschl. Körpers. b) Angeschafft wurden: Rogge, Freuden und Leiden des Feldsoldaten. Großer Generalstab, die Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika. Goltz, Waldenfels-Grenadiere. Knötel, Die eiserne Zeit. Winter, Friedrich der Große. Hartleben, Champollion. Klaje, Waldenfels und seine Grenadiere. Rogge, Franktireur-Fahrten. Passarge, Die Buschmänner der Kalahari. Engel, Die Geschichte der deutschen Literatur. Schmid, philosophisches Lesebuch. Mielke, Das deutsche Dorf. Poeschel, Luftreisen. Freytag, Aus neuer Zeit. Thiele, Im ionischen Kleinasien. Cramer, Afrika. Fritsch, Delos, Delphi. Zettel, Hellas und Rom. Sieniawski, Missionsreisen des Bischofs Otto.

4. Für die **physikalische Sammlung** (Verwalter: Oberlehrer Rosenhagen) wurden aus den laufenden Mitteln angeschafft: eine Atwoodsche Fallmaschine, ein Metronom, ein Mikrometer, eine Schubleere, ein Kreisel für Rotation im Hängen, ein Gewichtsatz, ein Isolierschemel.

5. Die **Sammlung für den naturwissenschaftlichen Unterricht** (unter Aufsicht des Prof. Retzlaff): Zwergtauchergruppe, ausgest. Baumfalk, Skelett des Menschen, obere Hälfte.

6. Die **Geographische Sammlung** (unter Leitung des Prof. Jahn) wurde erweitert durch eine Karte von Nordamerika (Gäbler) und eine Karte von Gallien (Kampen.)

7. Die **Sammlung ägyptischer Altertümer** (unter Aufsicht des Professors Marseille) und

8. Das prähistorische und geschichtliche **Museum** (unter Verwaltung des Oberl. Schirmeister) erhielten keinen Zuwachs.

Für alle dem Gymnasium zugewandten Geschenke sagen wir hier noch einmal herzlichsten Dank.

VI. Stiftungen.

Die für ehemalige Schüler des Gymnasiums bestimmten Zinsen der Zinzowstiftung erhielt ein Student der Theologie, die der Kohtstiftung ein Student der Medizin, das Schmidt-Lämcke-Stipendium ein Student der Philologie. Das Jubiläums-Stipendium wurde zur Anschaffung von Schulbüchern einem Sekundaner verliehen.

VII. Mitteilungen an die Eltern und deren Stellvertreter.

1. Die **Abmeldung** eines Schülers muß vor dem Ende desjenigen Vierteljahres erfolgen, nach dessen Ablauf derselbe die Schule verlassen soll, andernfalls ist noch das Schulgeld für das nächste Vierteljahr zu entrichten. (Verfügung des Kgl. Provinzial-Schul-Kollegiums vom 24. September 1897.)

Der **Abgang** eines Schülers ist dem Direktor von dem Vater oder dessen Stellvertreter schriftlich, in der Regel spätestens 14 Tage vorher, anzuzeigen. In dem Abmeldungsschreiben ist anzugeben:

a) der künftige Beruf oder die Anstalt, auf welche der Schüler übergehen soll,

b) ob die Ausfertigung eines Abgangszeugnisses gewünscht wird.

Erfolgt die Abmeldung erst während der Ferien, so kann die Ausfertigung des Abgangszeugnisses erst nach dem Wiederbeginn des Unterrichts erwartet werden.

2. Die Form der Gesuche um **Befreiung vom Turnunterricht** und der dazu einzureichenden ärztlichen Zeugnisse ist durch Ministerialerlaß vom 9. Februar 1895 geregelt. Die dazu erforderlichen Vordrucke werden von der Schule unentgeltlich zur Verfügung gestellt.

3. Zusammenkünfte in oder außerhalb der Wohnung zu Trinkgelagen oder ähnlicher Ungebühr sind untersagt. Verbindungen oder Vereine der Schüler unter sich oder mit anderen bedürfen, auch wenn ihre Zwecke an sich zu billigen sind, ebenso wie die selbständige Veranstaltung gemeinsamer Lustbarkeiten der vorgängigen Genehmigung des Direktors. Über die Teilnehmer an einer **unerlaubten, in studentischen Formen sich bewegenden Verbindung** wird gemäß dem Ministerial-Erlaß vom 29. Mai 1880 mindestens außer einer schweren Karzerstrafe das consilium abeundi verfügt, wenn aber zur Teilnahme noch erschwerende Umstände hinzutreten, die Verweisung von der Anstalt, welche die höheren Behörden auf alle Anstalten der Provinz, mehrerer oder aller Provinzen ausdehnen können.

4 Da die Berufswahl meistens erst in der letzten Zeit des Schulbesuches erfolgt, so ist jedem Schüler schon aus praktischen Gründen die Teilnahme am **wahlfreien Zeichnen** anzuraten; denn für viele Berufe ist zeichnerische Ausbildung heute eine unerläßliche Vorbedingung. Den Sekundanern und Primanern kann daher die Beteiligung am Zeichenunterricht nicht dringend genug empfohlen werden.

5. Übersicht über die zur Aufnahme in Sexta erforderlichen Vorkenntnisse.

1. Religion: Kenntnis einiger Erzählungen des A. und des N. Testaments leichteren Verständnisses im Anschluß an das Kirchenjahr, der 10 Gebote und des Vaterunsers ohne Luthers Erklärung und einzelner Sprüche und Strophen aus Kirchenliedern. — 2. Deutsch: Fähigkeit, lateinische und deutsche Druckschrift fließend und richtig zu lesen; Kenntnis der Redeteile (bes. Subst., Adj., Pron. pers., dem. und relat.), der Deklination und Konjugation, des nackten Satzes und seiner Teile; Bekanntschaft mit der lateinischen Terminologie und mit den hauptsächlichsten Rechtschreibungslehren, sowie Sicherheit in ihrer Anwendung. — 3. Erdkunde: Bekanntschaft mit den geographischen Vorbegriffen und ihrer Anwendung auf Umgebung und Heimat. — 4. Rechnen: Kenntnis der vier Grundrechnungen mit ganzen und unbenannten Zahlen im unbegrenzten Zahlenraume und Geübtheit im Kopfrechnen. — 5. Schreiben: Geübtheit in deutscher und lateinischer Schrift.

Das neue Schuljahr beginnt **Donnerstag den 23. April** früh. Die Aufnahmeprüfung findet **Mittwoch den 22. April**, vormittags 9 Uhr, im Lehrerzimmer statt. Anmeldungen nimmt der Unterzeichnete jederzeit entgegen. Jeder neu aufzunehmende Schüler hat, falls er bereits eine höhere Schule besucht hat, ein Abgangszeugnis derselben vorzulegen, sonst Geburts-, Tauf- und Impfschein bezw. Wiederimpfschein. — Die Wahl der **Pension** für auswärtige Schüler ebenso wie jeder Wechsel der Pension bedarf der Genehmigung des Direktors, welche nachzusuchen ist, bevor feste Abmachungen darüber getroffen sind.

Pyritz, den 8. April 1908.

Prof. Dr. Holsten,
Königlicher Gymnasial-Direktor.







